

ILLINOIS HISTORICAL SURVEY

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

917.7
L54r

ILLINOIS HISTORICAL SURVEY





Reise

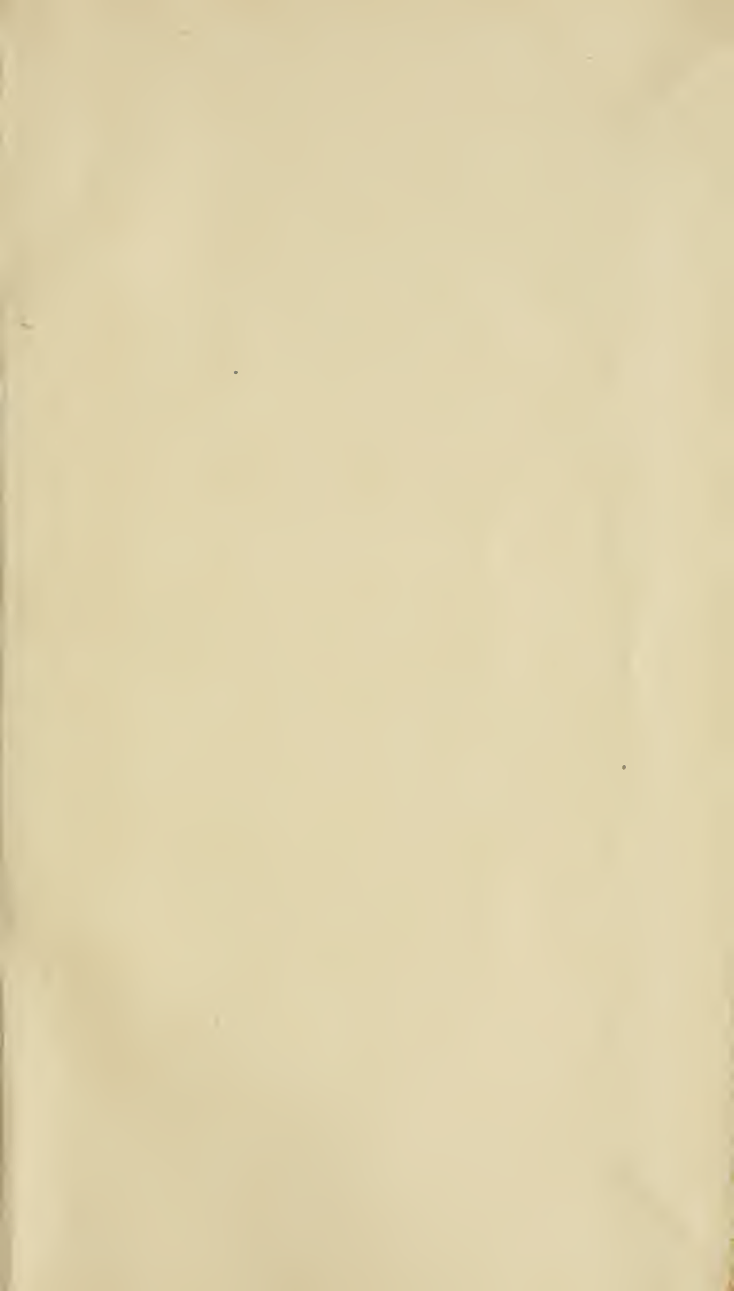
nach

St. Louis am Missisippi.

Von

T. W. Lenz.







Reise

nach

Saint Louis am Mississippi.

Nebst

meinen, während eines vierzehnmonatlichen Aufenthaltes i. d. J. 1836 und 1837, theils im Missouristaate, theils in Illinois gemachten Beobachtungen und Erfahrungen;

von

T. W. Lenz,
vormal. Lehrer in Schnepfenthal.

Weimar, 1838.
Druck und Verlag von Bernh. Friedr. Voigt.



917.7
L54e

Vorwort.

Ehe ich es wage, die große Anzahl der über die vereinigten Staaten von Nordamerika erschienenen Schriften noch um eine zu vermehren, halte ich mich für verpflichtet, die Gründe, welche ein solches Unternehmen zu rechtfertigen scheinen, anzugeben. Sie sind vornämlich folgende:

Während meines Aufenthaltes in denjenigen Gegenden des Missouristaates, wohin Duden und v. Martels durch ihre reizenden Schilderungen so viele Auswanderer lockten, überzeugte ich mich zwar, daß ihre Angaben im Allgemeinen der Wahrheit gemäß sind, fand aber zugleich, daß ihre Schriften die Vorzüge jener Gegenden zu sehr hervorheben, während sie die Nachtheile der-

291406

selben entweder ganz übersehen, oder doch sehr verringern. Eine solche Darstellung mußte natürlich dahin wirken, daß Viele, die im Vaterlande in leidlichen Verhältnissen lebten, bewogen wurden, nach Amerika auszuwandern, wo sie nun oft ein höchst unglückliches Leben führen, ohne doch immer die Mittel zu besitzen, den Wunsch, in die Heimath zurückzukehren, befriedigen zu können. Unter die Familien, deren früherer Wohlstand im Missouristaate sehr abgenommen hat, gehört, wie man dort allgemein behauptet, auch die v. Martels, und Herr Duden ist wahrscheinlich gleichem Schicksale nur durch seine Rückkehr nach Europa entgangen, denn eine solche Landwirthschaft, wie die in Amerika von ihm geführte, kann das Vermögen desjenigen, der sie betreibt, nur vermindern.

Sollte es aber nicht verdienstlich sein, durch eine einfache und treue Darstellung, nicht blos der Vortheile, sondern auch der Nachtheile einer Niederlassung in jenen Gegenden, diejenigen unter meinen Landsleuten, welche nur dadurch verlieren können, davor zu warnen? Mir scheint dies gegenwärtig um so dringender nöthig, da bei den unglücklichen Bankverhältnissen und der allgemeinen Geldnoth in Amerika diejenigen, welche den Plan, sich als Landleute dort anzu-

siedeln, nicht ausführen können, wenig Hoffnung haben, ihren Unterhalt daselbst auf andere Weise zu erwerben. Auch ich hatte anfangs die Absicht, ein Landgut im Missouristaate zu kaufen, gab sie jedoch, nach reiflicher Erwägung aller mit Ausführung eines solchen Planes verbundenen Schwierigkeiten, auf. Hierdurch entging ich wahrscheinlich einem bedeutenden Verluste, den ich beim Verkaufe meiner Besitzung erlitten haben würde, indem mir der praktische Betrieb der Landwirthschaft während des Jahres 1836 und die darüber eingezogenen Erkundigungen ganz andere Resultate lieferten, als ich nach Dudens und v. Martels Schriften erwartete. Höchst vortheilhaft wäre es aber auch bei den später eingetretenen ungünstigen Bankverhältnissen für mich gewesen, wenn ich, ohne ein anderes Geschäft anzufangen, wie ich früher beabsichtigte, im Herbste desselben Jahres nach Hause hätte zurückkehren können. Hieran wurde ich jedoch durch das kalte Fieber gehindert, und so entschloß ich mich, der Einladung meines Freundes Conrad Stießmeier zu folgen und in dessen an der Straße nach Manchester, eine halbe Stunde von St. Louis gelegenem Hause eine sogenannte Grocery, d. h. eine Handlung mit sehr verschiedenartigen Waaren und besonders Getränken aller Art einzurich-

ten. Die Waaren sollten auf gemeinschaftliche Kosten angeschafft und der bei dem von mir besorgten Verkaufe gemachte Gewinn getheilt werden. Bald gerieth ich jedoch mit C. Stießmeiers Bruder, Heinrich, der gern Antheil an dem Geschäfte gehabt hätte, in Streit und begab mich deswegen nach Illinois, wo ich ein Vierteljahr zubrachte, so daß ich Gelegenheit erhielt, mit einem Theile dieses Staates, in dem ich schon früher öfters kleine Reisen gemacht hatte, näher bekannt zu werden. Hierauf pachtete ich, von meinem früheren Compagnon, dessen Bruder inzwischen ein benachbartes Landgut gekauft hatte, dazu aufgefordert, den Laden und bezahlte ihm, für freie Benutzung der Hälfte des Hauses und für Beköstigung an seinem Tische, vom 1sten Februar 1837 bis zu demselben Tage des folgenden Jahres 210 Dollars voraus. Das Inventarium erkaufte ich um 140 Dollars. Der Werth eines Dollars nach preußischem Currant berechnet beträgt etwa 1 Thlr. 10 Gr. 8 Pf. Außerdem hatte ich noch an den Staat 23½ Dollar für die zum Betriebe des Geschäfts erforderliche Licenz zu entrichten. Mein Gewerbe verschaffte mir den Vortheil, mit Männern aller Nationen, welche sich in der Gegend von St. Louis aufhalten, Bekanntschaft zu machen und einen Theil der

über ihren Charakter in dieser Schrift niederge-
legten Beobachtungen anzustellen.

In diese Zeit fällt wahrscheinlich auch der Besuch einiger Deutschen, welche, wie ich höre, mich in einem im Morgenblatte oder im Cometen abgedruckten Briefe, wo sie meine Bemühungen, ihnen ein Unterkommen zu verschaffen, rühmen, aus Dankbarkeit mit dem Titel „Hausknecht" beehren. Es ist wirklich spaßhaft, welche sonderbare Ideen der deutsche Bauer von dem Leben in Amerika hegt. Wahrscheinlich waren die guten Leute neue Ankömmlinge, und hatten gesehen, wie ich der gesunden Leibesbewegung halber, im Garten arbeitete, oder Holz spaltete. Nach dem Sprüchwort: Wenn der Bauer nicht muß, regt er weder Hand noch Fuß, hatten sie natürlich geschlossen, nur ein Knecht könne solche Arbeiten verrichten. Vielleicht legen sie künftig Herrn v. Nuys, früher Amtsactuarius in preußisch Minden, welchem ich, wegen der Stockung des Verkehrs bei dem allgemeinen Geldmangel in Amerika, im Frühjahr 1837 mein Geschäft überließ, denselben Titel bei.

Daß übrigens die im Vorhergehenden über meine Verhältnisse gegebenen Aufschlüsse der Wahrheit gemäß sind, können außer meinem frü-

heren Compagnon, C. Stießmeier, noch die Herren Kaufleute, Karstens und Eggers, von denen ich meine Waaren zu beziehen pflegte, so wie Herr Kaufmann Wolff aus Bremen, der sich jederzeit sehr freundschaftlich gegen mich bewiesen und mir verschiedene wichtige Dienste geleistet hat, bezeugen. Dasselbe würden der Dr. Gempp und viele andere in St. Louis ansässige Männer thun, die gewiß mehr Glauben verdienen, als mit dem Leben und Treiben in Amerika, wo der angesehenste und reichste Mann körperliche Arbeiten zu verrichten pflegt, noch ganz unbekannte Ankömmlinge.

Zu diesen mich selbst betreffenden Bemerkungen wurde ich nicht nur durch die alberne Behauptunng in dem erwähnten Briefe, den ich jedoch nicht selbst gelesen habe, sondern auch durch die Ueberzeugung veranlaßt, daß es dem Leser einer Schrift über die nordamerikanischen Freistaaten nicht gleichgültig sein kann, genau zu erfahren, unter welchen Verhältnissen der Verfasser wirklich gelebt hat; denn manche Männer, welche dieses Land entweder gar nicht, oder doch nur einen sehr kleinen Theil davon sahen, machten es sich zur Aufgabe, Bücher darüber zusammenzuschreiben. Meine Absicht bei der Reise nach Missouri war, außer der schon erwähnten, mich daselbst,

wenn es mir passend scheinen sollte, anzusiedeln, noch, die Freistaaten durch eigene Ansicht kennen zu lernen, wozu ich als früherer Lehrer der Geographie an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal einen besonderen Beruf fühlte. Zu diesem Zwecke zeichnete ich alles Merkwürdige, was ich während meines Aufenthaltes in Amerika sah oder hörte, sorgfältig auf, und glaube, daß dessen Bekanntmachung um so weniger überflüssig erscheinen dürfte, weil ich gerade zur Zeit der großen Bank- und Handelskrisis in diesem Lande war, deren Wirkungen vielleicht manchem Auswanderungslustigen nicht bekannt sein, und ihn bei der Ankunft an seinem Bestimmungsorte höchst unangenehm überraschen möchten. So ging es einem altenburgischen Färber Namens Tinter. Dieser Mann war erst vor vierzehn Tagen in der Absicht in Amerika gelandet, sich dort niederzulassen, fand aber alle Verhältnisse daselbst so ungünstig, daß er in demselben Schiffe mit mir zurückkehrte.

Werke anderer Schriftsteller über die vereinigten Staaten habe ich nicht benutzt, weil ich dem Leser nur einen Bericht von dem geben wollte, was ich als Augenzeuge verbürgen kann, doch glaubte ich Auszüge aus in Amerika erscheinenden Zeitungen dann aufnehmen zu müssen, wenn

sie den Angaben anderer Schriftsteller wider=
sprechende Thatsachen enthielten. Diese, einmal
öffentlich anerkannt, lassen sich doch nicht gerade=
zu ableugnen, was bei bloser Erzählung, ohne
Anführung der Quellen, leicht hätte geschehen
mögen.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Abschnitt I.

Abschnitt II.

Abschnitt III.

Abschnitt IV.

Abschnitt I.

Reise aus der Heimath nach Baltimore; Bemerkungen über Seereisen im Allgemeinen.

Von Schnepfenthal im Gothaischen reiste ich am 20sten April 1836 ab und mit der Eilpost nach Bremen, indem ich mich im Bremerhafen einzuschiffen gedachte. Auch noch jetzt halte ich, nach den seitdem von mir gemachten Erfahrungen, Bremen für diejenige Stadt, wohin sich Auswanderer nach den nordamerikanischen Freistaaten aus Nord- und Mitteldeutschland vornehmlich wenden sollten. Während der Seereise bedarf man Vieles, was man im Binnenlande entweder gar nicht bekommen kann, oder dessen Fortschaffung für diejenigen, deren Heimath in bedeutender Entfernung von dem Orte der Einschiffung liegt, zu kostspielig ist, als daß sie es gleich mit sich nehmen könnten; gewiß aber wird der Deutsche alles dieses nicht leicht an einem anderen Orte in einer bequeme-

ren Art erhalten können, so wie besser und billiger finden, als in Bremen. Hier spricht jeder seine Muttersprache; ein Vortheil, den wohl nur derjenige ganz zu würdigen versteht, der in fremden Ländern gereist ist und aus Erfahrung weiß, wie sehr man dort aus der Unkunde des Fremdlings mit der Sprache des Landes, mit den üblichen Preisen der Waaren und den daselbst gangbaren Geldmünzen Vortheil zu ziehen sucht. Anders verhält es sich freilich mit den Auswanderern aus dem südlichen Deutschland, besonders aus den Rheingegenden. Von diesen sprechen viele die französische Sprache eben so geläufig, als ihre Muttersprache und sind überdies mit den Sitten der Franzosen, als ihrer Nachbarn, hinlänglich vertraut. Für diese ist es vortheilhafter, über Havre oder Rotterdam zu gehen; da sie in jenem Falle durch Abkürzung des Landwegs bedeutend gewinnen und in diesem, wenn sie auf dem Dampfbote den Rhein und die Maas hinabfahren, noch außerdem ihr Gepäcke mit weit geringeren Kosten nach Rotterdam bringen können, als die Beförderung desselben nach Bremen durch Fuhrleute, oder mit eigenem Geschirr verursachen würde. Auch ist die Seereise von Havre und Rotterdam aus beträchtlich kürzer, als die von Bremen.

Obgleich man mir geschrieben hatte, zeitig nach Bremen zu kommen, weil unser Schiff bald absegeln würde, so hätten wir doch keine große Eile nöthig gehabt, denn die Abfahrt verzögerte sich zum Theil wohl mit wegen der plötzlichen Erkrankung des Capitäns der Klementine, so hieß nämlich das Schiff, dem ich mich anvertrauen wollte, um einige Wochen. Diese werden mir ewig unvergeßlich bleiben, wegen der Güte, mit der ich von den freundlichen Bewohnern Bremens aufgenommen wurde, und wegen des Eifers, womit sie mir, ohne im Geringsten auf ihren Vortheil Rücksicht zu nehmen, behülflich waren, alles zur Reise Erforderliche anzuschaffen. Die Stadt selbst gefiel mir ungemein. Sie war in der letzten Zeit vielfach verschönert worden und hatte sich besonders durch den Handel mit Amerika sehr gehoben. Auch die nächste Umgebung derselben ist durch nette Gartenanlagen und Spaziergänge sehr angenehm. Dem gebildeten Auswanderer, der längere Zeit daselbst zurückgehalten wird, bieten jedoch insbesondere die Lesezimmer dreier hier bestehenden Gesellschaften, die an wissenschaftlichen und unterhaltenden Schriften, so wie vielen Zeitungen in mehreren Sprachen sehr reich sind, eine unversiegbare Quelle von Unterhaltung.

Von Bremen ging ich auf dem Dampfbote die Weser hinab nach Bremerhafen. Für den Auswanderer ist diese Art zu reisen deswegen am bequemsten und wohlfeilsten, weil er gewöhnlich viel Gepäck hat, welches er auf dem Dampfschiffe mit sich nehmen kann, ohne für das Fortschaffen desselben etwas zu zahlen.

In Bremerhafen brauchte ich mich glücklicher Weise nur einen Tag aufzuhalten, denn schon am Abend des folgenden Tages kam Capitän Johann Gesselmann an, welchem, da Capitän Gätjen an einer Lungenentzündung litt, die Führung der Klementine übertragen worden war. In der Zwischenzeit hatte ich mich in dem Schiffe einheimisch gemacht. Es war für mich sehr angenehm, an dem Steuermanne einen gebildeten und sehr dienstfertigen Mann zu finden, mit dessen Hilfe ich mich recht bequem einrichten konnte. Die Kajüte, in der ich einen Platz genommen, für welchen ich 15 Friedrichsd'or zahlte, war aufs zierlichste aus Mahagoni und amerikanischem Gelbholze, wie es die Schiffer nannten, gezimmert. Die übrige Gesellschaft, welche die Reise in der Kajüte mitmachte, war diesmal sehr zahlreich. Sie bestand aus einem würtembergischen Tuchmacher nebst seiner Frau und acht Kindern, einem Schmied und dessen Frau, welche sich für eine Putzmacherin ausgab, und einem

Arzte, welchem freie Ueberfahrt in der Kajüte zugesichert worden war, wogegen er die Verpflichtung übernommen hatte, für die Kranken auf dem Schiffe zu sorgen. Glücklicherweise war meine Koje (so werden die niedrigen Schlafstellen auf dem Schiffe genannt, in denen man sich manche Beule an der Decke stößt, ehe man die beim Aufstehen und Ankleiden nöthige gebückte Stellung gehörig einübt) war von denen der übrigen Passagiere gänzlich getrennt. Ich schlief nämlich auf der einen Seite der Kajüte allein, während die Schlafstellen aller übrigen Passagiere sich an der entgegengesetzten hinzogen. Dieser Umstand war für mich sehr wichtig, weil ich es ihm hauptsächlich zuschreibe, daß ich gänzlich von der Seekrankheit verschont blieb. Nur anderthalb Tage plagte mich ein leichter Schwindel. Hätte ich mit den übrigen Reisenden zusammenliegen und die Wirkungen der Seekrankheit bei ihnen mit ansehen müssen: so wäre ich schwerlich so leichten Kaufes davon gekommen. Am meisten schienen die Frauen von der Krankheit zu leiden, und die beiden verheiratheten, welche die Reise in der Kajüte mitmachten, verließen ihre Schlafstellen während der ganzen Fahrt nur äußerst selten. Dessen ungeachtet machten sie wohl von der ganzen Schiffsgesellschaft den meisten Lärm, indem sie von Zeit zu Zeit aus ihren

Schlafstellen heraus ihrer üblen Laune durch gegen einander ausgestoßene Schimpfreden Luft machten.

Von dem, was sich nach dem gleich nach unserer Ankunft auf der hohen See statt findenden Ausbruche der Seekrankheit bei den Passagieren im Zwischendecke begab, kann ich glücklicher Weise aus eigener Anschauung nicht berichten. Wer jedoch weiß, daß sich zweihundert und funfzig Menschen, Männer, Weiber und Kinder darin befanden, von denen immer sechs zusammen in einer Koje lagen, und daß nur wenige von der Krankheit verschont blieben, kann sich ohngefähr einen Begriff von den Annehmlichkeiten jener Localität machen. Nicht wenigen Deckspassagieren wurde indeß der Aufenthalt im Raume dergestalt verleidet, daß sie sich Tag und Nacht auf dem Verdecke aufhielten, wo der Genuß frischer Luft sie zum Theil von der Krankheit durchaus frei erhielt.

Unsere Abfahrt von Bremerhafen geschah am 2ten Mai 1836 mit dem günstigsten Winde. Zwei Tage später liefen wir schon in den Kanal zwischen England und Frankreich ein. Hier kamen zwei Landvögelchen an Bord unseres Schiffes, welche jedoch so matt waren, daß man sie leicht mit den Händen greifen konnte. Einer davon gehörte zu der Gattung der Fliegenschnäp=

per (muscicapa), doch gab es glücklicher Weise damals auf unserm Schiffe keine Fliegen. Desto mehr waren wir bei meiner Rückkehr von Amerika im folgenden Jahre mit diesem Ungeziefer geplagt, aber auch diesmal stellte sich, einige Tage ehe wir den Kanal erreichten, ein Fliegenschnäpper von derselben Art wie der, welcher uns auf der früheren Reise besuchte, auf dem Schiffe ein und verminderte in kurzem die Zahl unserer Quäler beträchtlich. Doch starb auch er, wie gewöhnlich alle Landvögel, die sich auf Schiffe verfliegen, nach wenigen Tagen.

Im Ganzen finde ich das Leben auf dem Schiffe sehr langweilig. Bei stürmischem Wetter fühlt man sich unwohl und zu keiner Beschäftigung aufgelegt; bei trüber und regnerischer Witterung aber ist es in der Kajüte so dunkel, daß man darin nicht wohl lesen kann, ohne seinen Augen zu schaden, und doch ist dies gerade die Zeit, in der man sich am meisten nach Unterhaltung sehnt, denn bei heiterer Witterung kann man den ganzen Tag auf dem Verdecke sein und sieht dann doch von Zeit zu Zeit etwas, wodurch in das ewige Einerlei der großen Wasserwüste, die sich unübersehbar nach allen Seiten ausdehnt, einige Abwechselung gebracht wird. Bald sind es Seeschwalben oder Seemöven, welche um das Schiff herumflattern und es begleiten, von denen mir

die Seeleute und unser Capitán sehr ernsthaft versicherten, daß sie auf dem Boden des Meeres nisteten; bald sind es Walfische oder Delphine, welche um das Schiff herum spielen und von denen die letzteren oft durch ihre munteren Sprünge den unbefangenen Beobachter belustigen; nicht so den Seemann, denn diesem gilt ihr lustiges Treiben gewöhnlich für ein Zeichen von herannahendem Sturm; bald ist es ein Schiff, dessen Segel man am fernen Horizont erblickt. Das kundige Auge des Seemanns erkennt dann schon in der Ferne aus ihrer Beschaffenheit und Anordnung das Volk, dem das Schiff angehört, und bald sucht auch der aufgewecktere Passagier sich die nämliche Fertigkeit anzueignen, und Manches, was man unter andern Verhältnissen gar nicht der Beobachtung werth halten würde, gewinnt auf der offenen See, wo sich außer der großen Wasserfläche so wenig dem umherspähenden Auge darbietet, hohes Interesse.

Als wir uns der Bank von Neufundland näherten, schwammen mehrere Eisberge in der Nähe unseres Schiffes vorüber. Einer von diesen übertraf alle diejenigen an Größe, welche der Capitán und die Mannschaft unseres Schiffes auf ihren früheren Reisen gesehen hatten. Sehr fühlbar war die Wirkung dieser Eismassen auf die Temperatur der Luft, denn das Thermometer

sank plötzlich von 12 Grad über Reaumür auf 4 herab. Wir schifften, nachdem wir über die Bank hinweggesegelt waren, zwischen dem Lande und dem Golfstrome hin und ungeachtet des elf Tage lang anhaltenden trüben und nebelichten Wetters, welches jede Beobachtung unmöglich machte, war unsere Fahrt so glücklich, daß wir schon am 2ten Juni, also genau einen Monat nach unserer Abfahrt von Bremerhafen, bei Cap Henry ankamen, wo wir einen Boten aus Baltimore einnahmen, der uns nach dieser Stadt durch die Chesapeak-Bai geleiten sollte. Der Wind jedoch, welcher uns die ganze Fahrt hindurch begünstigt hatte, verließ uns hier, so daß eine zweitägige Windstille eintrat und wir erst am dritten Tage Baltimore erreichen konnten. Ehe wir jedoch ans Land steigen durften, machte uns der Quarantäne-Arzt seinen Besuch, um den Gesundheitszustand der Mannschaft zu untersuchen. Bei dieser Gelegenheit sah ich die erste Probe amerikanischer Sitten, und der Contrast zwischen denen des Quarantäne- und unseres Schiffsarztes machte es äußerst schwierig, sich des Lachens zu enthalten. Jener war sehr nachlässig, ja man kann sagen, lumpig gekleidet; dieser dagegen hatte sich aufs festlichste geschmückt; jener griff nur an den Hut, ohne ihn abzuziehen, wogegen dieser mit entblößtem Haupte ein

Compliment nach dem andern fast bis zur Erde machte.

Sehr verschieden waren meine Gefühle, als ich das Schiff verließ, von denen, welche andere Reisende in dem nämlichen Falle gehabt zu haben versichern. Statt, wie sie, Freude darüber zu empfinden, daß die Gefahren und Beschwerden der Seereise ihr Ende erreicht hatten, war ich in der traurigsten Gemüthsstimmung. Im Begriff, den Boden eines fremden Welttheiles zu betreten, durchschauerte mich der Gedanke, wie weit ich jetzt von der geliebten Heimath, meiner theuren Mutter, meinen Geschwistern und übrigen Verwandten entfernt sei; daß ich in einem Lande leben sollte, dessen Bewohner von vielen Reisenden als kalt und unfreundlich gegen neue Ankömmlinge und als höchst selbstsüchtig geschildert werden, und daß ich mich bei meiner unvollkommenen Kenntniß des Englischen, als der Hauptlandessprache, nicht immer gehörig würde verständlich machen können. Zudem mußte ich mich von meinen lieben Reisegefährten trennen, mit denen ich beständig im besten Vernehmen gelebt und unter denen ich manche sehr gebildete Männer gefunden hatte, deren Gespräche mir viele Unterhaltung und Belehrung verschaffen. Von jetzt an konnte ich unter allen Verhältnissen nur auf mich selbst rechnen. Zwar

hatte ich einige Bekannte in Amerika, diese hatten aber seit langer Zeit keine Nachricht über ihren Aufenthaltsort gegeben, so daß ich fürchten mußte, ihn nicht ausfindig machen zu können; eine Besorgniß, die sich nur zu bald als gegründet erwies. Stärker noch, als ich, waren mehrere meiner Reisegefährten ergriffen, als wir im Hafen von Baltimore den Anker auswarfen. Sie machten ihren Empfindungen sogar durch Thränen Luft. Ob aber Freude, oder Traurigkeit, oder Gefühle gemischter Art diese hervorpreßten, vermag ich nicht zu entscheiden.

Einige Bemerkungen über Seereisen im Allgemeinen.

Man thut sehr wohl, sie reichlich mit wollenen Decken und warmen Kleidern versehen anzutreten. Wir selbst segelten zu einer Jahreszeit ab, in welcher die Witterung auf dem Lande gelind und angenehm zu sein pflegt und doch hatten wir, sowohl bei der Abfahrt, als auf der Bank von Neufundland, sehr von Kälte zu leiden. Auch wasserdichte Stiefeln sind nothwendig, denn auf manchen Schiffen wird das Verdeck an jedem Morgen mit Wasser begossen und gescheuert und bleibt mithin eine geraume Zeit hindurch so feucht, daß man sich leicht erkälten kann, wenn man nicht mit recht gutem Schuhwerk versehen

ist; aber selbst bei feuchtem und regnichtem Wetter befindet man sich gewöhnlich auf dem Verdecke besser, als in der Kajüte, oder gar im Zwischendecke, besonders wenn sich im letztern viele Kinder aufhalten.

Die Zwischendeckspassagiere, deren Hauptnahrung aus Speck und Pökelfleisch besteht, können nur dann andere Kost entbehren, wenn sie sich von Jugend an gewöhnt haben, mit den gröbsten Speisen vorlieb zu nehmen, und selbst den Kajütenpassagieren wird ein häufigerer Wechsel der Nahrungsmittel, als er ihnen auf den meisten Schiffen zu Theil wird, angenehm sein und zur Erhaltung ihres körperlichen Wohlbefindens viel beitragen. Diesen letzteren würde ich vorzüglich rathen, sich mit frischen Eiern zu versehen, weil diese, sowohl in Asche oder Kohlenstaub gelegt, als auch mit Fett übergossen, nicht leicht verderben. Eingekochte Fische und Fleisch verlieren gleichfalls, wenn sie gehörig mit Fett bedeckt werden, selbst auf einer langen Seereise, nichts von ihrem Wohlgeschmacke. Zwiebeln und eingemachte Gurken halten sich vortrefflich. Goldfrüchte, Rosinen, Datteln und Chocolade sind ebenfalls passend und gewähren zugleich dem freigebigen Besitzer manches Vergnügen, da er damit den auf dem Schiffe befindlichen Kindern vielen Spaß machen und sich deren Eltern ver-

pflichten kann, wenn er ihnen davon mittheilt. Den Deckspassagieren kömmt, außer den genannten Nahrungsmitteln, Schinken, Wurst und Schiffszwieback sehr zu statten. Von dem letztern einen hinlänglichen Vorrath mit zu nehmen, wird aber auch den Kajütenpassagieren von großem Nutzen sein. Meine Rückreise machte ich in der Kajüte eines Schiffes, dessen Capitän ein kreuzbraver Mann war, an dem man nichts aussetzen konnte, als seine übermäßige Sparsamkeit. Nun hatte er zwar 50 Pfund guten weißen und überdies eine große Masse guten schwarzen Schiffszwieback, zum Unglück aber auch vielen alten, von Würmern wimmelnden, der die Reise nach Amerika schon zum zweitenmale mitmachte. Dieser sollte durchaus aufgezehrt werden, bevor der bessere angebrochen würde, und so mußten wir, da der schlechte, weil natürlich niemand viel davon genoß, zweiundvierzig Tage ausreichte, uns die ganze Reise hindurch damit begnügen. Das wichtigste aber, womit sich ohne Ausnahme jeder Seereisende versehen sollte, ist getrocknetes Obst, da dieses wohlfeil und doch ein unfehlbares Mittel gegen die Verstopfung ist, an welcher in der Regel Passagiere während längeren Seefahrten leiden. Nach überstandener Seekrankheit habe ich vornämlich Sardellen und China zur Stärkung des Magens und zur gänzlichen Wie-

derherstellung der Gesundheit sehr dienlich gefunden. Mit geistigen Getränken sollten sich auch diejenigen versehen, welche früher dergleichen niemals genossen. Die Seeluft macht sie zum Bedürfniß, besonders bei rauhem Wetter. Am passendsten fand ich Cognac und Wein. Beide Getränke sind in Bremen billig zu haben. Reine Handtücher und reine Wäsche muß man für die ganze Seereise mitnehmen, denn das Leinenzeug verdirbt durch's Waschen mit Seewasser. Tabaksrauchern ist zu empfehlen, sich in Bremen, außer mit Tabak, auch mit Cigarren zu versehen, weil man beides daselbst sehr gut und billig kaufen kann. Da bekanntlich eine heitere Gemüthsstimmung sehr viel zum körperlichen Wohlbefinden beiträgt: so sollten Männer, welche Einfluß auf die Passagiere haben, sich bemühen, denselben zu allerlei fröhlichen Spielen und Unterhaltungen Anleitung zu geben. Auf unserm Schiffe bestand die Mannschaft im Zwischendecke größtentheils aus jungen, rüstigen Landleuten und Handwerkern. Sie belustigten nicht nur sich selbst aufs Beste mit Spielen, welche in der Regel darauf hinausliefen, daß einer der Mitspieler tüchtige Schläge erhielt, sondern auch Andere, die an ihren Spielen nur als Zuschauer Antheil nahmen. Während wir in der Chesapeak-Bai zwei Tage lang vor Anker liegen mußten, tanzten wir des Abends beim

herrlichsten Wetter auf dem Verdecke. Es wurde dabei wo möglich so angeordnet, daß einer der längsten Tänzer und ein recht kleines Mädchen ein Paar bildeten, was jedesmal ein allgemeines Gelächter erregte.

Abschnitt II.

Einige allgemeine Bemerkungen über die Bauart und das Leben in den Städten Amerikas. Reise von Baltimore nach St. Louis.

In Baltimore mußte ich mich ganz gegen meinen Willen bis zum 10ten Juni aufhalten. Ich hatte nämlich einen Wechsel auf ein dortiges deutsches Haus, welches mir dafür eine Anweisung der Baltimorer Bank auf St. Louis verschaffen wollte; ehe ich aber dieselbe erhalten hatte, konnte ich meine Reise nicht fortsetzen. In der damaligen Zeit, wo noch die Banken das größte Zutrauen genossen, war diese Art sein Geld anzulegen bei weitem die bequemste und sicherste. Man konnte so seine Habe in einer verborgenen Tasche bei sich führen und hatte sonach nicht zu besorgen, daß sie gestohlen werden möchte; ein Fall, der in Amerika, sowohl in

Gasthöfen, als auch auf der Post und auf Dampfschiffen, sich gar nicht selten ereignet. Ueberdies hatte ich die Aussicht, auf diese Weise ein halb Procent zu gewinnen, weil in Cincinnati und St. Louis ein halb Procent Agio für Anweisungen auf die Baltimorer Bank gezahlt wurde. Anfangs wollte ich Gold mit mir nehmen, da es in einem Gürtel auf dem Leibe ebenfalls sicher und ohne große Beschwerde fortzubringen gewesen wäre, doch war in Baltimore keines aufzutreiben. Ueberhaupt sind Goldmünzen in den vereinigten Staaten von Nordamerika selten, denn obgleich Goldstücke daselbst geprägt werden, deren Werth sich auf fünf Dollars beläuft, so habe ich im Verkehr doch nur wenige bemerkt. Ausländisches Gold wird aber in der Regel sehr gern genommen und hat mehrentheils einen hohen Cours, so daß es für den Einwanderer, der sein Vermögen in baarem Gelde mit sich nehmen will, gewiß am vortheilhaftesten ist, wenn er es in Gold mitbringt, anstatt, wie man ihm in Bremen gewöhnlich anräth, Dollars einzuwechseln.

Es liegt keineswegs in meinem Plane, eine genaue Beschreibung der von mir besuchten Städte Amerikas zu liefern. Man wird eine solche um so weniger vermissen, da geschichtliche Denkmäler und wohlgeordnete oder vollständige Sammlungen für wissenschaftliche Zwecke sich in

den meisten weit sparsamer vorfinden, als dies in vielen Städten Europas der Fall zu sein pflegt. Jedoch wird es vielleicht dem Leser nicht unangenehm sein, hier einige allgemeine Bemerkungen über die Bauart und das Leben in den größeren Städten der nordamerikanischen Freistaaten zu finden.

Die Straßen der meisten sind größtentheils breit und gerade, was ihnen im Allgemeinen einen bedeutenden Vorzug vor denjenigen unseres Erdtheils gibt. Die von Backsteinen erbauten Häuser der wohlhabendern Amerikaner sind im Innern mit Teppichen belegt und ergötzen das Auge durch die darin vorherrschende große Reinlichkeit; eine gute Eigenschaft, die selbst den eingebornen ärmeren Landmann häufig auszeichnet und worin er unseren lieben Landsleuten oft als Muster dienen könnte. Gleich in Baltimore wurde mir diese Eigenschaft recht fühlbar. Ich hatte nämlich beschlossen, mein Logis in einem Gasthause zu nehmen, dessen Besitzer Amerikaner englischer Abkunft waren und das sich durch die größte Nettigkeit und Sauberkeit auszeichnete. Unglücklicherweise aber kam ein deutscher Wirth aus der Point, der am Hafen liegenden Vorstadt, vor deren Gasthäusern ich jeden Einwanderer warnen muß, auf das Schiff und überredete, mit Hülfe der beiden Steuerleute, die ihm wohl-

wollten und die er ohne Zweifel bestochen hatte, alle Kajütenpassagiere, ihr Logis in seinem Hause zu nehmen. Hier war nicht allein die Unreinlichkeit höchst widerlich, sondern die Bettwanzen hatten auch dadurch so überhand genommen, daß man auf nächtliche Ruhe fast gänzlich verzichten mußte. Das beste deutsche Gasthaus in Baltimore war, während meines zweiten Aufenthaltes in dieser Stadt, das Wilhelm Tell-Haus an der Brücke in Prattstreet, wo ein gewisser Fischer aus Koburg die Wirthschaft führte. Man bezahlte hier wöchentlich 3 Dollars, also nur einen halben Dollar mehr, als in den schändlichen Kneipen der Point, und obgleich die Reinlichkeit daselbst dem, an die bessern amerikanischen Hotels gewöhnten Fremden nicht ganz genügte: so habe ich doch kein anderes von Deutschen gehaltenes Gasthaus der neuen Welt in dieser Hinsicht vorzüglicher gefunden. Eine große Unannehmlichkeit der amerikanischen Wirthshäuser ist die, daß der Gast höchst selten und nur in solchen Hotels, wo der festgesetzte Preis täglich einen und einen halben, bis zwei Dollars beträgt, ein eigenes Zimmer erhält. Gewöhnlich logiren mehrere Fremde in einer Stube, von denen immer zwei zusammen in demselben Bette schlafen. Dies geht so weit, daß ich einst in einem recht guten Boardinghause mit einem

Fieberkranken zusammen liegen mußte, welcher mich durch sein Stöhnen so beunruhigte, daß ich die ganze Nacht hindurch kein Auge schließen konnte.

Einen widrigen Eindruck machte es auf mich, daß ich in Baltimore eine große Menge Schweine in den Straßen umherlaufen sah. Schweinefleisch ist die Hauptspeise des Amerikaners und darf bei keiner Mahlzeit fehlen. Der Farmer (Landmann) von englischer Abkunft genießt in Amerika täglich, als Frühstück, Mittags- und Abendmahlzeit, Schweinespeck und Maisbrod, und häufig muß sich auch der deutsche Ansiedler in diesem Lande mit der nämlichen Kost begnügen, so wenig sie ihm auch im Anfange zusagen mag. Aus diesem Grunde ist die Menge des Borstenviehes, sowohl in den Städten, als auf dem Lande, so übermäßig groß, daß der neue Ankömmling sie nicht ohne Staunen betrachten kann. Noch weit unangenehmer aber war mir der Anblick der vielen Neger, von welchen es in den Straßen Baltimores wimmelt. Ihre Gesichtsbildung hat etwas sehr Widriges, und selbst wenn dieser Eindruck durch Gewohnheit geschwächt ist, stößt doch der ihnen, besonders bei starker Ausdünstung, eigenthümliche, unangenehme Geruch den Europäer zurück. Der Amerikaner dagegen scheint ihn nicht zu beachten; denn in den vornehmsten,

von Eingeborenen gehaltenen Hotels werden die Fremden vornämlich durch Neger bedient.

Was nun das Benehmen der Amerikaner im Allgemeinen betrifft: so wird es gewiß nicht geeignet sein, dem neuen Ankömmlinge die hier bemerkten und verschiedene andere Unannehmlichkeiten, von denen ja jedes Land manche ihm eigenthümliche hat, zu vergüten. Kälte und Gleichgültigkeit sind den meisten Eingebornen im Umgange mit ihren Landsleuten sowohl, als auch noch mehr mit Fremden zur Gewohnheit geworden. Von Natur schweigsam und zurückhaltend, wo nicht sein Vortheil das Gegentheil erheischt, findet der Amerikaner im geselligen Umgange wenig Vergnügen und hält es für nützlicher, sich auf eine Gewinn bringende Weise zu beschäftigen, als zur Unterhaltung von Freunden und Bekannten, oder gar von Fremden beizutragen. Daher weiß er wenig von Gesellschaften und ist auch an öffentlichen Orten meist sehr einsilbig, ohne Complimente und nur auf seine Bequemlichkeit bedacht. Bald jedoch gewöhnt man sich an diese Sitten und findet wohl gar das Ungenirte darin so bequem und angenehm, daß man diese Art des Egoismus lieb gewinnt. Auch glaube man nicht etwa, daß die anscheinende Kälte des Amerikaners immer einen wirklichen Mangel an Theilnahme an den Freuden oder

Leiden seiner Nebenmenschen anzeige. Im Gegentheil wird er nicht selten bei sie treffenden Unglücksfällen seine ganze Thätigkeit aufbieten, um ihnen hilfreichen Beistand zu leisten. Daher konnte ich mich auch weit weniger an die Gleichgültigkeit und den Stolz vieler seit längerer Zeit in Amerika befindlichen Deutschen gegen ihre neu angekommenen Landsleute gewöhnen, welche öfters so weit gingen, daß Einige sich sogar derselben zu schämen schienen. Mir selbst begegnete es zuweilen, daß ich Leute auf der Straße deutsch mit einander reden hörte, die, wenn ich sie in dieser Sprache anredete, mir auf englisch antworteten, um für eingeborne Amerikaner zu gelten.

Von Baltimore reiste ich am 10ten Juni im Dampfwagen nach Wheeling ab. Die Schwere meines Gepäckes betrug ungefähr drei Centner. In Baltimore hatte man mir versichert, daß ich es auf der Post würde mitnehmen können. Wie groß war daher meine Verlegenheit, als mir in Frederick-Town, wo die Eisenbahn aufhört und der Dampfwagen durch einen gewöhnlichen von Pferden gezogenen Postwagen ersetzt wird, der Postmeister anzeigte, daß ich hier alle Koffer und Kisten zurücklassen müßte und auf der weitern Reise nur ein einziges Felleisen mit der unentbehrlichsten Leibwäsche mitnehmen dürfte. Das

Postgeld für die ganze Fahrt nach Wheeling hatte ich schon in Baltimore bezahlt, es war also jetzt für mich verloren, wenn ich nicht alle meine Habseligkeiten, bis auf das Felleisen, einem unbekannten Spediteur zu übergeben wagte, ohne auch nur einen Empfangschein darüber von ihm zu erhalten. Die Fahrt auf der Eilpost (stage) von Baltimore nach Wheeling geht nämlich noch schneller, als die auf dem Eilwagen in Deutschland, und an den Orten, wo der Reisende seine Mahlzeiten genießt, verweilt sie kaum so lange, daß er in aller Eile einige Bissen zu sich nehmen kann, worauf es in vollem Trabe weiter geht. So blieb mir also nicht Zeit genug übrig, mit dem Kaufmanne nach dessen Hause zu gehen, um von ihm eine Bescheinigung über das von mir in Empfang genommene Gepäck zu erhalten. Doch entschloß ich mich kurz, zeigte ihm meine eiligst vom Dampfwagen herabgeworfenen Habseligkeiten und begab mich dann sogleich zu meiner neuen Reisegesellschaft. Obgleich nun aber der Kaufmann in Frederick-Town, dem ich meine Sachen zur Besorgung nach Wheeling übergeben hatte, als rechtschaffener Mann handelte und sie zur rechten Zeit dahin ablieferte, gerieth ich doch in Gefahr, sie einzubüßen, wenn ich nicht die kostspielige Reise von St. Louis nach der letztgenannten Stadt zurückmachen wollte,

da Hr. M'Kee in Wheeling, welchem sie überschickt worden waren, das Papier, worauf ich meinen Namen geschrieben und mein sämmtliches Gepäck verzeichnet hatte, verlor und dieses also nicht abliefern konnte. Schon hatte ich drei Monate vergebens darauf gewartet, als glücklicherweise einer meiner Bekannten in St. Louis eine Geschäftsreise nach New-York über Wheeling machte und bei dieser Gelegenheit zugleich für Uebersendung der Sachen an meinen damaligen Aufenthaltsort Sorge trug. Uebrigens habe ich diese kleine Unannehmlichkeit deswegen erwähnt, weil man daraus abnehmen kann, wie leichtsinnig öfters neuen Ankömmlingen Dinge vorgeschwatzt werden, die ihnen, wenn sie zu voreilig daran glauben, zum größten Schaden gereichen und weil sich zugleich daraus ergibt, wie viele Vorsicht der Einwanderer anwenden muß, wenn er nicht durch die oft unverantwortliche Nachlässigkeit der amerikanischen Kaufleute um sein Gepäck kommen will.

Von Frederick-Town ging es im Postwagen weiter. Nie habe ich eine unbequemere Fahrt gemacht, als diese. Die Gesellschaft im Wagen bestand aus neun Personen, die so zusammengepreßt saßen, daß keine sich zu rühren vermochte. Dabei jagten die Postillions auf den schlechten Wegen im Gebirge so rücksichtslos, daß man je-

den Augenblick das Umschlagen des Fuhrwerkes erwarten mußte. Ueberdies wurde die Fahrt zwei Tage und eben so viele Nächte ununterbrochen fortgesetzt und zwar bei einer Hitze, die mir, der ich noch nicht an das Klima gewöhnt war, höchst drückend schien. Die Gesellschaft im Postwagen, größtentheils aus virginischen Landleuten bestehend, war die schlechteste, mit der mich das Schicksal jemals auf Reisen zusammenführte. Anfangs jedoch benahmen sich meine Reisegefährten ganz artig, als ich aber, durch die Hitze ermüdet, das Abendessen verschlief, glaubten sie, oder stellten sich vielmehr, als ob sie glaubten, daß dies blos eine Finte gewesen sei, wodurch ich die Ausgabe für die Mahlzeit hätte ersparen wollen und erlaubten sich gegen mich und einen andern Deutschen, welcher schon seit einer Reihe von Jahren in Wheeling ansässig war, anfangs verschiedene Spöttereien, und da wir uns diese gefallen ließen, wurden ihre Reden und Handlungen immer beleidigender. Zuletzt verlor ich, als mir ein dicker virginischer Farmer so heftig auf den Fuß trat, daß er stark anschwoll, alle Geduld und fragte meine liebenswürdigen Gesellschafter in gebrochenem Englisch, ob es nicht in diesem Theile Amerikas üblich wäre, daß ein Gentleman, der von einem andern beleidigt würde, diesen zum Duell herausfordern könnte. Da sie

es bejahten, versicherte ich ihnen, daß ich mich für tief gekränkt hielte und bei der ersten mir zugefügten neuen Beleidigung auf Genugthuung dringen würde. Zum Ueberfluß wiederholte ich meine Worte auch noch in deutscher Sprache und mein Landsmann übersetzte sie in gutes Englisch. Diese Erklärung wurde gegen meine Erwartung sehr gut aufgenommen, und ich stand von nun an, während der ganzen übrigen Fahrt im Postwagen sowohl, als auch auf dem Dampfboote — mehrere meiner frühern Peiniger fuhren nämlich mit mir bis Louisville — mit der sämmtlichen Reisegesellschaft im besten Vernehmen. Dies ging so weit, daß sie mich auf dem Dampfboote beständig nöthigten, auf ihre Kosten zu trinken, in Amerika eine sehr gewöhnliche Art, jemandem seine Freundschaft zu bezeigen, so daß ich, wenn ich mich nicht standhaft geweigert hätte, über mein Vermögen zu trinken, den größten Theil der Reise im Rausche gemacht haben würde. Dies ist mir immer als einer der auffallendsten, aber zugleich liebenswürdigsten Züge im Charakter des Amerikaners erschienen, daß er häufig, wenn er im Rausche oder aus Uebermuth jemanden, den er für furchtsam hielt, beleidigte, sogleich, wenn er entschlossenen Widerstand findet, in sich geht und sein Betragen ändert. Es ist dies bei ihm durchaus kein Zeichen von Feigheit, sondern der

Achtung, die ihm Muth und ein entschlossener Charakter einflößt.

Während der Fahrt in dem Eilwagen erstaunte ich über die Größe und schöne Gestalt der Pferde in diesem Theile des Landes. Die nämlichen Eigenschaften bewunderte ich an ihnen, als ich die Rückreise von Wheeling aus durch Pennsilvanien über Harrisburg und Philadelphia machte. Im Westen dagegen sind sie bei weitem kleiner und unansehnlicher. Was aber die Beschaffenheit des Landes betrifft, durch welches wir von Baltimore aus fuhren: so wird es anfangs selbst die mäßigen Erwartungen des nüchternen Einwanderers gar sehr täuschen. Wie dürftig ist aber die Wirklichkeit im Vergleich mit den vorgefaßten Meinungen so mancher verblendeten Lobredner Amerikas, nach deren Beschreibung das ganze Grundgebiet der vereinigten Staaten als ein Paradies an Fruchtbarkeit erscheint. Der Weg führte uns nämlich zuerst durch dürres Sandland, das nur sparsam mit verkrüppelten Bäumen und Strauchwerk bewachsen war. Nur sehr einzeln liegen hier in der Nähe der Straße die elenden, kunstlos aus Baumstämmen gezimmerten Blockhäuser. In demselben Verhältnisse aber, wie man sich Frederick-Town nähert, nimmt auch die Fruchtbarkeit der Gegend zu, des unangebauten Landes wird immer weniger, die ärm-

lichen Hütten verschwinden und nette Frámeháuser (mit Bretern belegte Gebáude) werden von wohlhabenden Landleuten bewohnt. Von Frederick-Town bis Wheeling ist die Fruchtbarkeit der Gegend noch immer im Zunehmen, und die letztere Stadt liegt in einer wahrhaft reizenden Umgebung.

Hier war das Ziel meiner Landreise, indem ich mich hier auf dem Dampfboote Echo nach St. Louis einschiffte. Die amerikanischen Dampfböte sind in ihrer Bauart bedeutend von denjenigen verschieden, welche ich früher auf der Weser und später auf dem Rheine sah. Statt daß in diesen die Kessel und die Cylinder, durch welche der Rauch aufsteigt, sich in der Mitte des Bootes befinden, sind sie bei jenen fast ganz am Vordertheile des Fahrzeuges angebracht, so daß jenseits derselben nur ein beschränkter Raum übrig bleibt, woselbst die zur Unterhaltung des Feuers in den Kesseln erforderlichen Kohlen und das dazu nöthige Brennholz aufgehäuft werden. Dieser Platz dient ferner als Remise für die auf dem Schiffe befindlichen Wagen, als Stall für die Pferde und als Aufenthaltsort für die Decks-passagire, wenn sie die frische Luft genießen wollen. Gleich hinter den Kesseln führt auf beiden Seiten des Bootes eine Treppe auf das Verdeck. Hier ist, ganz wie im untern Raume, nach vorn

ein kleiner freier Platz, wo die Kajütenpassagiere sich bei gutem Wetter aufzuhalten pflegen, dann folgen nach hinten die beiden Cylinder, durch welche der Rauch abzieht, hieran stößt der Vorraum der Kajüte, welcher zur Aufbewahrung des Gepäckes der Kajütenpassagiere dient und von geringer Ausdehnung ist. Endlich tritt man in die große Kajüte für die Herren, welche den bedeutendsten Theil des Verdeckes einnimmt und auf großen Dampfböten einen wahrhaft prächtigen Anblick darbietet. Der Boden ist nämlich mit Fußteppichen belegt, an beiden Seiten zieht sich eine doppelte Reihe von Schlafstellen hin, welche über einander angebracht sind, aber dem Blicke durch seidene Vorhänge entzogen werden können. Fast von einem Ende der Kajüte bis zum andern erstreckt sich in der Mitte derselben eine lange Tafel, auf welcher die Speisen aufgetragen werden und an der Abends diejenigen, welche am Lesen Gefallen finden, sich beim Scheine dreier über ihren Häuptern brennenden Lampen unterhalten. Nach vorne bleibt dann noch ein kleiner Raum für einen oder ein paar Tischchen, an welchen sich Abends die Kartenspieler belustigen. In den meisten Staaten sind nämlich die Kartenspiele streng verboten; da sie aber auf den Dampfböten erlaubt zu sein pflegen, so treiben die Spieler auf ihnen vornäm-

lich ihr Wesen. Nach hinten zu folgt auf die große Kajüte die Damenkajüte, welche sich bis ans Ende des Schiffes erstreckt. Dieses Heilig thum darf kein Mann, ohne ausdrückliche Erlaubniß der schönen Bewohnerinnen betreten. Deswegen bin ich auch nicht vermögend, eine Beschreibung davon zu liefern. Von dem Dache des Dampfschiffes aus, auf welchem das Steuerruder angebracht ist, genießt man die freieste Aussicht; daher eilt gewöhnlich ein großer Theil der Passagiere hinauf, sobald sich irgend ein merkwürdiger Gegenstand dem Blicke darbietet.

Aus dieser Beschreibung der amerikanischen Dampfböte erhellt, daß sie im Allgemeinen eine glänzendere Einrichtung haben, als die in Europa erbauten. Die Kajüte für die Herren gleicht auf den größeren amerikanischen Böten einem prächtigen, mit Terpichen belegten und mit seidener Draperie behangenen Saale, der gewiß einen großartigeren Anblick darbietet, als eine der drei Kajüten auf den europäischen Dampfböten, so glänzend auch deren Ausstattung sein mag. Segel habe ich zwar nie an den amerikanischen Stromböten bemerkt, doch fahren sie deswegen nicht weniger schnell, ja sie scheinen mir diejenigen europäischen, auf welchen ich bei günstigem Winde mit geschwellten Segeln gefahren bin, an Schnelligkeit noch bedeutend zu übertreffen. Auch

ist dies kein Wunder, da auf den amerikanischen Schiffen die ganze Mannschaft, vom Capitän an, bis auf den geringsten Passagier herab, eine Ehre darein setzt, wenn ihr Schiff andere an Schnelligkeit übertrifft. Daher die häufigen Fahrten um die Wette, wobei durch Ueberheizung und dadurch bewirktes Springen der Kessel so oft Unglück geschieht. Ich selbst mußte auf meiner Rückreise eine solche Fahrt um die Wette mitmachen, und obgleich die Kessel dermaasen geheizt wurden, daß das Holzwerk des Schiffes ganz brandig roch, so vergaß doch jeder gern die Gefahr und stimmte in den allgemeinen Jubel mit ein, als uns endlich der Sieg zu Theil wurde.

Für meine Passage von Wheeling nach St. Louis hatte ich auf der Hinreise als Kajütenpassagier fünfundzwanzig Dollars zu zahlen, und auf der Rückreise von St. Louis nach Wheeling gar nur zweiundzwanzig, die Kost, welche auf den Dampfböten ganz vorzüglich gut ist, mit eingerechnet. Dies schien mir sehr billig, da damals die Preise aller Lebensmittel ungemein gestiegen waren. Im Deck zahlt man gar nur 5 Dollars, doch muß man sich alsdann selbst beköstigen und das zur Heizung der Kessel erforderliche Holz mit einladen helfen. Allerdings kann man sich vom Holztragen mit wenigem Gelde, ich glaube mit einem Dollar, loskaufen,

und ich würde jedem neuen Ankömmlinge, weil er sich durch das Tragen der schweren Scheite in der ungewohnten Hitze leicht eine Krankheit zuziehen kann, unbedingt rathen, dies wenigstens in der heißen Jahreszeit zu thun, wenn er dadurch immer der beschwerlichen Arbeit entginge. Doch sind die Beispiele leider nicht selten, daß Capitäne von Dampfschiffen Deckspassagiere zum Holztragen nöthigten, obgleich sie für die Befreiung von dieser Verpflichtung bezahlt hatten, oder sie, wenn sie sich dem Ansinnen widersetzten, aufs ärgste mißhandelten. Die Fahrt auf der Post ist nach Verhältniß ungleich theurer, als auf den Dampfböten. Von Baltimore bis Wheeling zahlt man 15 Dollars und in jedem Gasthause, wo gespeist wird, für die Mahlzeit, sei es Frühstück, Mittags- oder Abendessen, einen halben Dollar, wobei zum Getränk nur reines Wasser gereicht wird. Das Mahl ist in wenigen Minuten beendigt. Suppe wird nicht gegeben, und alle übrigen Speisen kommen zugleich auf den Tisch, so daß jeder diejenigen Gerichte auswählen kann, die ihm am meisten zusagen. Die Salatblätter werden, wie in England, ohne alle Zubereitung aufgetragen, wer also Salat genießen will, muß sich denselben selbst zurecht machen. Uebrigens habe ich die Amerikaner öfters Salatblätter ohne alle weitere Zuthaten genießen sehen.

Der erste Tag unserer Fahrt war durch keinen widrigen Zufall bezeichnet, und ungestört konnte ich mich an dem Anblicke der vielen Dampfsböte, die an uns vorübersegelten, ergötzen; aber in der Nacht des zweiten Tages gerieth unser Schiff auf den Grund, wobei zugleich die Maschine beschädigt wurde: so daß wir uns von einem andern Dampfsboote bis nach Cincinnati ziehen lassen mußten. Diese Stadt hat eine herrliche Lage und ist nicht weniger durch die schöne Bauart ihrer breiten und geraden Straßen bewundernswürdig, als durch den Wohlstand, welchen der ausgedehnte Handel und die blühenden Gewerbe unter ihren Bürgern verbreitet hat, so daß sie die Benennung, Krone des Westens, wohl nicht mit Unrecht führt.

Bei meiner Abreise von Wheeling hatte ich mit dem Capitän unseres Fahrzeuges ausgemacht, daß ich ihn in St. Louis bezahlen wollte, weil ich nicht genug baares Geld, wohl aber eine Note von 600 Dollars, von der Baltimorer Bank auf die von St. Louis ausgestellt, bei mir hatte. Diese Note zeigte ich jetzt dem Capitän vor und verlangte von ihm, daß er mir sie wechseln und das Geld, was ich ihm schuldig sei, davon abziehen sollte. Da er es nicht konnte, so drängte sich mir ein auf dem Schiffe befindlicher Spieler zum Begleiter nach den Bankern

auf, wo ich die Note umsetzen mußte. Wir gingen von einer Bank zur andern, konnten aber das geforderte Agio von einem halben Procent anfangs nicht erhalten. Endlich erklärte sich ein Engländer bereit es zu zahlen, wenn ich ihm beweisen könnte, daß ich wirklich die auf der Note genannte Person sei. Mein Begleiter, der meinen Namen nicht wissen konnte, da er mich auf dem Dampfboote, wo ich jedoch gar nicht mit ihm umgegangen war, zum erstenmale gesehen hatte, erbot sich sogleich, zwei seiner Bekannten zu holen, die dies beschwören sollten. Glücklicherweise brauchte ich jedoch diese Männer nicht in Versuchung zu führen, einen leichtsinnigen Eid zu schwören, denn ich hatte meinen Paß in der Tasche, durch den sich der Engländer von der Wahrheit meines Vorgebens überzeugte. In Amerika sind die Pässe ganz unbekannt, und es war mir lächerlich zu bemerken, mit welcher Verwunderung mein Begleiter denselben anstaunte. Uebrigens zeigte sich jetzt der Beweggrund seines großen Diensteifers — die drei Dollars Agio hatten ihn hervorgerufen. Er nahm diese sogleich in Beschlag, und behauptete, daß sie ihm für seine Mühe mit Recht gebührten, wogegen ich auch weiter keine Einwendungen machte.

Auf der Fahrt von Cincinnati nach Louisville ereignete sich nichts von Bedeutung. In Louis-

ville legte das Dampfbot an, und ich stieg aus, um mich umzusehen. Ein furchtbares Gewitter brach los, und ein Wolkenbruch ergoß sich über die Stadt. Diesem entging ich zwar durch eilige Flucht in ein Haus, nicht aber den nachtheiligen Einflüssen des plötzlichen Wechsels der Temperatur auf meinen Körper, da diese von drückender Schwüle sogleich in empfindliche Kälte übersprang. Die Folge davon war starkes Erbrechen und heftiger Durchfall, welcher mehrere Wochen anhielt und mich gänzlich schwächte, weil ich damals mit den Wirkungen des Peppermint, welches das kräftigste Mittel dieser in Amerika häufigen Krankheit ist, noch unbekannt war.

Am 23sten Juni gelangten wir auf den Missisippi. Das Wasser dieses Flusses ist von seiner Vereinigung mit dem Missouri an trübe und schlammig und erregt leicht Unterleibsbeschwerden. Der Charakter der Landschaft änderte sich nun gänzlich. An beiden Seiten des Ohio erheben sich in einiger Entfernung vom Flusse waldige Hügel. Zwischen diesen und dem Strome zieht sich ein sehr fruchtbarer Landstrich hin, welcher, besonders östlich von Louisville vorzüglich gut angebaut ist und mit vielen niedlichen Främehäusern brangt. Je mehr man sich dann dem Missisippi nähert, desto mehr nimmt der Anbau ab, die Främehäuser verschwinden allmälig, und

immer größer wird der Zwischenraum zwischen den ärmlichen Blockhäusern.

Die Ufer des Mississippi dagegen sind im Allgemeinen flach. Vieler Schlamm wird durch den Missouri, einen sehr reißenden Strom, dem Mississippi zugeführt. Daher bilden sich Schlammbänke am Ufer, die durch das auf ihnen wachsende Schilf und andere Wasserpflanzen befestigt werden. Sobald dies geschehen ist, können sie schon Sträuche und später sogar Bäume hervorbringen. Nun setzen sich neue Schlammbänke an das so gebildete Flußufer fest und die Vegetation macht auf ihnen ganz den früher beschriebenen Kreislauf. Die verschiedenen Bäume, welche auf derselben Bank emporwuchsen, haben durchaus die nämliche Höhe und öfters erblickt man drei solcher Baumreihen hinter einander, deren mit der Entfernung vom Flusse immer zunehmende Größe auf die Zeit ihres Entstehens schließen läßt. Gewiß macht es einen eigenen Eindruck, in diesen fast noch ganz unangebauten Gegenden Waldungen anzutreffen, welche das Ansehen haben, als wären sie von Förstern oder Gärtnern ganz nach den Regeln der Kunst angepflanzt. Nur an einer Stelle zeigten sich niedrige Felsen an dem Ufern des Mississippi. Einer der höchsten darunter wurde als Schrotthurm benutzt, indem man das geschmolzene Blei von

seinem Gipfel herabfallen ließ, um ihm dadurch die schöne runde Form zu geben, wodurch das hier verfertigte Schrot sich empfiehlt.

Am 24sten Juni landeten wir in St. Louis, in dessen Nähe ich vor der Hand meinen Aufenthalt zu nehmen gedachte. So an dem Ziele meiner langen Reise angelangt, scheint es mir passend, ein wenig auszuruhen, und ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, einige von mir während der Reise von Baltimore nach St. Louis gemachte Beobachtungen dem Leser mitzutheilen.

Bei der Fahrt auf dem Dampfwagen überraschte es mich, mehrere Männer, die ich nach ihrem Benehmen für gebildete Leute halten mußte, in zerrissenen Kleidern zu sehen. Besonders fiel es mir auf, einen jungen Menschen, dessen Schwester, ein hübsches Mädchen von ungefähr 17 Jahren, sehr elegant in Seide gekleidet war, in einer so zerlumpten Jacke zu erblicken, daß der ärmste Tagelöhner bei uns sich derselben geschämt haben würde. Später machte ich mit diesen Geschwistern die Reise auf dem Dampfboote von Wheeling nach Cincinnati, und bemerkte nun wohl, daß der Bruder die zerrissene Kleidung nicht aus Armuth, sondern weil es ihm eben bequem war, getragen hatte. Denn die Geschwister schienen sehr wohlhabend, wo nicht reich zu sein, da sie ihre eigene

geschmackvolle Equipage auf dem Dampfboote mit sich führten, was Amerikaner auf einer so langen Reise nur höchst selten thun. Der junge Mann, jetzt sehr elegant gekleidet, ließ viel Geld aufgehen, indem er nicht nur ein hübsches Sümmchen verspielte, sondern auch tüchtig mit einem großen Theile der Kajütenpassagiere zechte, wobei er für sie mit bezahlte. Dies kam ihm um so höher zu stehen, weil auf den Dampfböten alle Getränke doppelt so theuer als auf dem Lande verkauft werden. Uebrigens war er ein feiner, für einen Amerikaner sehr gebildeter junger Mann, mit dem ich mich auf das angenehmste unterhielt. Damals fand ich, daß die Anzahl der wohlanständig gekleideten Männer immer mehr zunahm, je weiter ich nach Westen vorrückte. Auf der Rückreise war es umgekehrt, und namentlich erblickte ich auf den beiden Pferderennen, welche kurz vor meiner Abreise von St. Louis in der Nähe dieser Stadt gehalten wurden, sehr viele Leute mit zerrissenen Kleidern, dagegen fand ich jetzt im Osten jedermann sehr anständig gekleidet. Gewiß war diese Erscheinung eine Folge des Wechsels der Mode, welcher der Amerikaner besonders in den Städten leidenschaftlich fröhnt.

So soll es auch nach der Versicherung glaubwürdiger Männer das modische Ansehen eines Stutzers in New-Orleans sogar erhöht haben,

wenn seine Kleidung einige Löcher zeigte, vorausgesetzt, daß sie vom feinsten Tuche und das Leinenzeug weiß wie Schnee war.

Einen unangenehmen Eindruck macht anfangs auf den neuen Ankömmling die Gewohnheit der meisten Amerikaner Tabak zu kauen, ein Gebrauch, der hier so wenig für unanständig gilt, daß er selbst in den besten Gesellschaften allgemein angenommen ist. Von ihm mag auch die ungemeine Fertigkeit dieses Volkes im Ausspucken herrühren, die ich häufig zu bemerken Gelegenheit hatte, und worin ein Theil desselben seine größte Unterhaltung zu finden scheint. Denn gewiß habe ich eine Gesellschaft Amerikaner nie glücklicher gesehen, als wenn sie, schweigend um das Feuer herumsitzend, durch die in dasselbe gespritzten, von dem Reiz der edlen Tabakspflanze auf die Speicheldrüsen herrührenden, Ausflüsse ein unaufhörliches Knistern bewirkten. Zum Theil mag die Gewohnheit des Tabakskauens wohl dadurch so allgemein geworden sein, daß es sehr schwer hält, sich in Amerika guten Rauchtabak zu verschaffen, da in diesem Lande zwar viel Tabak gebaut, aber nur sehr weniger zum Rauchen gehörig präparirt wird. Ich selbst pflegte in St. Louis höchst mittelmäßigen Bremer Tabak zu rauchen, von welchem das Pfund einen halben Dollar kostete, denn der in St.

Louis präparirte Tabak war mir viel zu stark, und den Cigarrenabfall, welchen viele Deutsche rauchen, konnte ich nicht vertragen. Den eingebornen Amerikaner habe ich nur sehr selten und nur auf dem Lande aus Pfeifen rauchen sehen. Hier hat man kleine thönerne Pfeifenköpfchen, mit einem aus einem Schilfstengel bestehenden Rohre. Doch sieht man alte Weiber weit öfter, als Männer rauchen. Auf meinen Reisen im Innern des Landes wurde ich zuweilen eingeladen, an diesem Vergnügen Theil zu nehmen. Die Pfeife machte dann die Runde; ein Gebrauch, der vielleicht von den Indianern angenommen sein mag, die ihn bekanntlich ebenfalls beobachten. Was mir jedoch, anderer Umstände zu geschweigen, nicht dabei behagen wollte, war die ungemeine Stärke des geschnittenen Kautabaks, womit in solchen Fällen jedesmal die Pfeifen gefüllt wurden. Cigarren dagegen kann man auch in der Stadt in den besten Gasthäusern rauchen, ohne daß es im mindesten auffällt. Der gebildete Amerikaner begnügt sich gewöhnlich mit einer nach jeder Mahlzeit.

Am Schlusse dieses Abschnittes bleibt mir nur noch übrig den Einwanderer zu warnen, daß er sich gegen Diebstahl und Betrug so viel wie möglich zu schützen suche. Daß Koffer des Nachts von den Postwagen gestohlen werden,

ist in Amerika häufiger, als in Deutschland der Fall; am meisten hat man sich jedoch auf den Dampfböten zu hüten. Hier liegt alles Gepäck bunt durch einander, und da häufig Passagiere während der Fahrt in einem Kahne an das Land gesetzt werden, kommen oft Klagen über Entwendungen vor. Wer gewohnt ist, sich unterwegs mit Lesen zu unterhalten, nehme ja seine englischen Bücher in Obacht. Auf meiner Hinreise hatte ich eine schöne Ausgabe von Moores Gedichten im Bette liegen lassen, die ich bald vermißte, glücklicherweise machte ich denjenigen ausfindig, in dessen Händen sie sich befand und erhielt sie auf mein Ansuchen von ihm zurück. Nicht so glücklich war ich mit einer Ausgabe des Vicar of Wakefield auf Velinpapier. Diese hatte ich einen der Reisegefährten geliehen, durch ihn erhielt sie ein Zweiter, und von diesem ein Dritter, und so ging sie weiter, bis sie endlich verschwunden und für mich verloren war.

Abschnitt III.

Beschreibung von St. Louis. Bewohner dieser Stadt. Indianer. Geldmangel. Lage der deutschen Handarbeiter. Hoher Preis der Lebensmittel und anderer Bedürfnisse. Klima und Krankheiten. Gesetze und Nichtbeachtung derselben. Boxen. Kaufleute, Gastwirthe, Gelehrte. Hochzeiten. Benehmen des Amerikaners gegen das weibliche Geschlecht.

In St. Louis hielt ich mich nach meiner Ankunft nur eine Woche auf. In dem von einer Miß Smith gehaltenen Boardinghause, in das mich der Kaufmann Wolff aus Bremen, dem ich empfohlen war, brachte, fand ich es außerordentlich reinlich und nett, und die Gesellschaft sehr anständig, so daß ich mich nie in irgend einem deutschen Gasthause der neuen Welt so wohl befunden habe, als in diesem amerikanischen. Der Preis betrug täglich einen Dollar. Zwar konnte ich damals, bei der Kürze meines Aufenthaltes, nur wenig von der Stadt kennen lernen, da ich mich aber später fast ein Jahr lang ganz in ihrer Nähe aufhielt und häufig Geschäfte dort abzumachen hatte, fehlte es mir nicht an Gelegenheit, mit dem Leben und Treiben daselbst hin=

länglich bekannt zu werden. Nun aber ist St. Louis gerade diejenige Stadt, nach welcher im Allgemeinen nur tüchtige Auswanderer aus unserm Vaterlande sich wenden. Denn gewiß kann man annehmen, daß nur solche in der Regel den weiten Weg von der Küste ins Innere nicht scheuen. Deswegen glaube ich nicht nur künftigen Auswanderern, sondern überhaupt allen denen, welche sich für Amerika interessiren, einen Gefallen zu thuen, wenn ich sie so gut als möglich mit St. Louis bekannt mache, zu dessen jetziger Blüthe die Tausende von seit wenigen Jahren dahin eingewanderten Deutschen so viel beigetragen haben. Wie schnell diese Stadt zugenommen hat, kann nur dem recht anschaulich sein, der ihre jetzige Schönheit und ungemeine Thätigkeit in Handel und Gewerben mit dem vergleicht, was sie, nach Washington Irvings Beschreibung im vierzehnten Kapitel seiner Astoria, noch im Jahre 1810 war. Alles hat sich seit dieser Zeit wie durch Zauberschlag umgewandelt. Die dürftigen Hütten sind verschwunden und durch zierliche, zum Theil palastähnliche Gebäude ersetzt, welche bequem die aus 18,000 Seelen bestehende Bevölkerung aufnehmen können, die noch immer im stärksten Zunehmen ist. An einer Menge neuer Häuser wurde bis kurz vor meiner Rückreise aufs thätigste gebaut, wo dann freilich, we-

gen des damals allgemein fühlbaren Geldmangels, manches in's Stocken gerieth.

Der Grund dieses schnellen Emporblühens ist vornämlich in der für den Handel ungemein günstigen Lage der Stadt zu suchen. Die amerikanischen Freistaaten sind ein Handelsland; weit weniger als in unserm Vaterlande können hier bis jetzt die einzelnen Staaten sich mit ihren Erzeugnissen begnügen. Der Osten liefert größtentheils die dem Westen nothwendigen Fabrikate, wogegen der Westen dem Osten viele Lebensmittel und rohe Producte aller Art zuführt. Daher die große Menge von Dampfböten auf den schiffbaren Strömen, daher die vielen Eisenbahnen und Dampfwagen, die ungeachtet ihrer großen Anzahl, doch häufig mit Passagieren überfüllt sind. Ganz ungeheuer ist besonders das Gedränge auf den Dampfwagen und Dampfschiffen, welche die Verbindung zwischen den großen Städten, wie zwischen Philadelphia und New-York und der erstgenannten Stadt und Baltimore, unterhalten.

Nun hat aber St. Louis wohl die günstigste Lage für den Zwischenhandel zwischen den bedeutendsten Handelsstädten, als New-York, Philadelphia und Baltimore im Osten und New-Orleans im Südwesten. Denn die größten Dampfböte, welche den Missisippi befahren, können bis nach St. Louis heraufkommen. Sie

legen deswegen bei dieser Stadt an, und von hier aus werden die Waaren auf kleineren Böten weiter nach dem Osten versendet. Doch nicht blos dem Zwischen=, sondern auch dem eigenen Handel verdankt St. Louis sein schnelles Steigen. Vornämlich haben sich die Bewohner dieser Stadt immer im Pelzhandel sehr thätig gezeigt. Auch jetzt noch besteht daselbst eine Gesellschaft zur Betreibung dieses Handelszweiges, und gewiß kann er von keiner einzigen Stadt in den vereinigten Staaten mit mehr Vortheil betrieben werden, als eben von dem so weit nach Westen, dem Sitze der Pelzthiere, mit dem es überdies durch den Missouri eine sehr bequeme Wasserverbindung hat, gelegenen St. Louis.

Zweitens ist das üppige Aufblühen der Stadt sehr durch die starke Einwanderung tüchtiger Männer, hauptsächlich Deutscher und Engländer, befördert worden. Zwar brachten nur wenige von ihnen große Geldsummen mit sich; viele dagegen geistige Thätigkeit und Gewandtheit oder körperliche Kräfte und Geschicklichkeit. Daher sind in St. Louis so viele wohlhabende deutsche Kaufleute, Gastwirthe und Handwerker; aber auch die fleißigen deutschen Tagelöhner tragen durch ihre beschwerliche Arbeit nicht wenig zur Verschönerung und Bereicherung der Stadt bei. Wie hätte auch ohne ihre Beihülfe die Stadt in wenigen Jahren so ungemein erweitert werden,

wie der Handel so ungemein großen Gewinn abwerfen können, da noch jetzt, trotz der starken Einwanderung kräftiger Männer, das Tagelohn so ungemein hoch ist.

Die in der Nähe von St. Louis sich aufhaltenden Einwanderer englischer Abkunft, größtentheils aus Wales stammend, sind entweder in den Steinkohlengruben, die im Missouristaate, ungefähr 5 Meilen von St. Louis ausgebeutet werden, oder in denen in Illinois beschäftigt. In diesem Staate hat man nämlich schon weit früher, als in Missouri, und zwar in einer Entfernung von 7 Meilen von St. Louis, Steinkohlenlager entdeckt und bearbeitet. Kohlengräber andern Stammes fand man zur Zeit meines Aufenthaltes bei St. Louis nicht in den Gruben. Der Vortheil, welchen diese Arbeiter nicht nur der Stadt, sondern auch der ganzen Umgegend verschaffen, ist deswegen sehr bedeutend, weil es in dieser an Brennholz fehlt. Da es nun aus einer ziemlichen Entfernung herbeigeschafft werden muß, so stieg der Preis der Klafter im vorigen Winter ungefähr auf 8 Dollars und würde noch höher gestiegen sein, wenn nicht die Steinkohlen eine gute Aushülfe gegeben hätten.

Außer von eingewanderten Deutschen und Engländern ist die Bevölkerung von St. Louis noch aus vielen andern Nationen zusammenge-

setzt. Den Hauptbestandtheil derselben bilden jedoch jetzt die Amerikaner englischer Abkunft, die als Handelsvolk die günstige Lage der aufblühenden Stadt am eifrigsten zur Einwanderung benutzten. Bei rein englischem Ursprunge pflegen sie mittlerer Größe und schlank zu sein, ihr Haar ist dann dunkel, die Nase gebogen, Hände und Füße sind gewöhnlich klein, worauf sie sich nicht wenig zu Gute thun. Auch auf eine schlanke Gestalt halten sie viel, und oft mußte ich von ihnen Spöttereien über meine wohlbeleibteren Landsleute anhören. Glücklicherweise aber können diese mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß sie nach 1 bis 2 Jahren den Eingebornen an Schmächtigkeit gleich kommen, ja sie darin vielleicht noch übertreffen werden, wovon ich selbst mehrere sehr auffallende Beispiele gesehen habe. Diese Erscheinung ist eine Folge der veränderten Lebensweise, der ungewohnten, oft harten Arbeit in dem fremden Klima und der Krankheiten, denen der Einwanderer in dem Adoptiv-Vaterlande weit mehr, als in dem alten ausgesetzt ist.

Die geistige Thätigkeit des Amerikaners ist besonders auf Handel und Erwerb gerichtet, und jederzeit ist ihm sein Eigenthum feil, wenn er es nur mit Vortheil verkaufen kann. Daher das beständige Weiterziehen der Landleute, sobald sie durch eine Umsiedlung zu gewinnen glauben,

mag auch der Umzug mit noch so vielen Unbequemlichkeiten verbunden sein. Deswegen darf man auch nie dem Amerikaner trauen, wenn er von seinen Besitzungen redet, denn er wird sie jederzeit weit über ihren wirklichen Werth schätzen, in der Hoffnung, sie dadurch bei Gelegenheit theurer zu verkaufen. Aber auch um fremdes Gut handelt er gern und erkundigt sich deswegen bei jeder Gelegenheit nach dem Preise und Werthe der Gegenstände, die er in dem Besitze Anderer erblickt, und sucht sie ihnen wo möglich abzukaufen, wenn er es für vortheilhaft hält. So fragten mich oft Amerikaner nach dem Preise verschiedener Dinge in meinem Vaterlande und wollten mir dieselben, wenn er ihnen gering schien, durchaus abschwatzen, so wenig ich auch geneigt sein mochte, sie zu verkaufen. Man wird sich daher in solchen Fällen immer besser stehen, wenn man einen hohen Preis angibt, da man ja darin doch nur ihrem eigenen Beispiele folgt und sie leichter los wird. Durch sein bloses Wort hält sich der Amerikaner keineswegs für gebunden, sobald es ihm Vortheil bringt dasselbe zu brechen, eben so wenig pflegt ein falscher Eid sein Gewissen zu beschweren. Ich habe viel Verkehr mit Männern aller in und bei St. Louis lebender Nationen gehabt, doch habe ich keine, wo es auf Gewinn und Verlust ankam, so unzuverlässig gefunden,

als die eingebornen Amerikaner selbst. Hier nur ein Beispiel, welches für die Denk- und Handlungsweise vieler unter ihnen ganz bezeichnend ist.

Während meines Aufenthaltes bei St. Louis hatte ich einen Amerikaner Namens Cook zum Nachbar, der für seinen Schwager Soblett, einen der reichsten Männer in St. Louis, dessen großes Landgut verwaltete und Kohlengruben bearbeiten ließ, wozu ihm eine große Anzahl Neger untergeben waren. Eines Abends hörten wir lautes Rufen um Hülfe in der Nähe unserer Wohnung und eilten sogleich, um Beistand zu leisten, mit einer Laterne hinaus. Da erblickten wir einen von Cooks Ochsen, der durch die baufällige, über ein kleines Flüßchen führende Brücke gebrochen und im Schlamme stecken geblieben war. Alle in einem solchen Geschäfte erfahrenen Zuschauer legten sogleich Hand an, um ihn wieder heraus zu arbeiten, was auch mit vieler Anstrengung gelang. Am folgenden Morgen erschien Cook unter dem Vorwande, seinen Ochsen abholen und einem meiner Hausgenossen eine alte Schuld abtragen zu wollen, eigentlich aber in der Absicht, uns zu betrügen, weil er glauben mochte, daß wir, nach dem Dienste, den wir ihm so eben geleistet hatten, jetzt am wenigsten Argwohn gegen ihn hegen und also am wenigsten auf unserer Hut sein würden. Er trank mit seinen

Negern, ließ sich verschiedene Kleinigkeiten von mir geben und bot mir dann eine Banknote von 5 Dollars zum Verwechseln an. Zwar wollte ich sie anfangs nicht nehmen, da die Jahreszahl und der Name des Präsidenten darauf fehlten, allein da mir jedermann im Hause zuredete, ließ ich mich doch endlich dazu verleiten, zumal da Cook feierlich versprach, die Note zurücknehmen zu wollen, wenn sie nicht umgesetzt werden könnte. Nachdem ich daher bei der Bank und bei mehreren Kaufleuten die Note vergeblich anzubringen gesucht und überdies gehört hatte, Cook habe sich seines Betruges gegen die Nachbarn gerühmt, beschloß ich ihn zu verklagen. Hiervon benachrichtigt, schickte er einen für ihn arbeitenden Zimmermann an mich ab, um mir wo möglich die Note abzulisten. Dieser gab vor, Cook sei ihm schuldig, er wolle ihn durch die Note zur Bezahlung dieser Schuld nöthigen, mir könne sie doch nichts helfen u. s. w. und bot mir zuletzt 3 Dollars dafür. Da er damit nichts ausrichtete, wendete er sich einige Zeit nachher an einen meiner Hausgenossen, dem ich die Note aufzuheben gegeben hatte, und überredete ihn wirklich, dieselbe gegen einen auf Soblett in St. Louis, an dem er eine Geldforderung zu haben behauptete, gestellten Wechsel auszuliefern. Als aber mein Freund zu diesem kam, um das

Geld einzukassiren, erfuhr er zu seinem Schrecken, daß Soblett dem Zimmermanne nichts, wohl aber dieser jenem 18 Dollars schuldig sei und mußte sich unverrichteter Sache entfernen. Zuletzt hatte aber doch Cook von dem doppelten Betruge keinen Nutzen, denn in der Trunkenheit zankte er sich mit seinem Gehülfen und schlug ihm mit der Pistolenkolbe einige Löcher in den Kopf. Der Zimmermann, um sich dafür zu rächen, brachte mir nun die Note zurück, so daß ich Cook verklagen und zur Einlösung der Note zwingen konnte.

Daß das Aeußere des Amerikaners kalt und ungesellig ist, habe ich schon bemerkt; doch gibt es Fälle, wo er sich dem Vergnügen leidenschaftlich hinzugeben scheint, besonders bei Pferderennen. Der aufmerksame Beobachter wird aber bald bemerken, daß vornämlich Habsucht den Amerikaner zu dieser Belustigung hinzieht. Es werden Wetten auf die Rennpferde gemacht, worin er gewinnen kann, und nebenbei hofft er noch, sich durch die sonst verbotenen, aber zu dieser Zeit erlaubten Hasardspiele zu bereichern. Uebrigens ist ein solches Pferderennen ein schönes Schauspiel. Im letzten Frühjahre wurden deren zwei bei St. Louis gehalten; das glänzendste auf dem Gute meines Nachbars Paine. Dieser hatte keine Kosten gescheut, um alles recht pracht=

voll einzurichten. Eine Rennbahn, deren Umfang 4 amerikanische Meilen, nach welchen in diesem Buche immer gerechnet wird, und von denen 4⅗ auf 1 deutsche gehen, betrug, war mit einer doppelten Befriedigung umgeben. Mehrere Thore führten in den innern Kreis, an denen jeder Eintretende einen halben Dollar entrichten mußte. Dicht an der Rennbahn nach außen war ein geräumiges Haus für die Zuschauer erbaut. Ein Amerikaner hatte, gegen eine Abgabe von 100 Dollars täglich, die Erlaubniß erhalten, Getränke zu verkaufen und table d'hote zu halten. An letzterer kostete die Portion 1 Dollar. Getränke konnte man nicht unter einem Achtel Dollar haben. Sieben Aufwärter waren vollauf beschäftigt, die Getränke zu bereiten und zu verkaufen, woraus man einen Schluß auf die Menge der Zuschauer machen kann. Nach innen war ein Thürmchen dicht an der Rennbahn errichtet, auf welchem die Richter ihren Stand nahmen. Diesen mußten auch die eingegangenen Wetten angezeigt werden, um gültig zu sein. Die herrlichsten Rennpferde von englischer Race waren zum Theil über 200 Meilen weit von der Seeküste herbeigeschaft worden. Sie wurden mit der größten Sorgfalt behandelt und vor und nach dem Rennen mit Champagner getränkt. Sehr merkwürdig war mir ihr Eifer, den Wett-

lauf zu beginnen, welcher so groß war, daß sie am ganzen Leibe zitterten. Nachdem sie von kleinen in bunte Jacken gekleideten Jockeys bestiegen worden waren, wurde mit der Trompete das Zeichen zum Anfange des Rennens gegeben. Nach Beendigung desselben wurden die Pferde sogleich abgerieben und mit Decken belegt. Am meisten Spaß machte mir jetzt der Anblick der kleinen Reiter, von denen der Sieger prahlend umherstolzirte, während die Besiegten traurig hinwegschlichen und sich kaum der Thränen enthalten konnten.

Nach den Eingebornen englischer Abkunft sind die eingebornen Franzosen, oder, wie sie hier genannt werden, Creolen am zahlreichsten. Bekanntlich ist St. Louis ursprünglich von Franzosen gegründet worden. Auch haben sich nicht wenige Franzosen, mehrentheils Soldaten oder Seeleute unter Napoleon, nach dem Sturze ihres Führers, in oder bei St. Louis niedergelassen. Diese letzteren zeichnen sich durch Arbeitsamkeit und Mäßigkeit sehr zu ihrem Vortheile vor den Creolen aus, welche mehrentheils zum Müßiggange und Trunke geneigt sind und deswegen gewöhnlich in Dürftigkeit schmachten. Doch gehören einige creolische Familien zu den reichsten, gebildetsten und achtbarsten in St. Louis. Einzelne Schotten haben sich sowohl in dieser Stadt,

als auch in der Umgegend derselben niedergelassen, und die meisten von ihnen zeichnen sich auch hier, wie in ihrem Vaterlande, durch Thätigkeit in Geschäften und Rechtschaffenheit aus.

Verschiedene gebildete, fleißige und wohlhabende Irländer machen als Fabrikbesitzer, Bankbeamte oder als geschickte Handarbeiter einen ehrenvollen Bestandtheil der Bevölkerung von St. Louis aus, doch bei weitem die Mehrzahl dieses Volkes kann auf ein solches Lob keine Ansprüche machen. Die Verachtung, welche auf dem Namen des Irländers im ganzen Umfange der vereinigten Staaten ruht, denn Irishman oder Irländer ist eines der gehässigsten Schimpfwörter, trifft dieses Volk im Allgemeinen keineswegs mit Unrecht. Die schwersten körperlichen Arbeiten werden zwar in Amerika von Irländern verrichtet, wozu sie auch, wegen ihrer großen körperlichen Stärke ganz besonders tüchtig sind; man sieht sie schaarenweise von einer Eisenbahn oder von einem Kanale zum andern ziehen, und während der mit ihnen zugleich arbeitende Deutsche sich aufs Aeußerste anstrengen muß, geht ihnen die Arbeit ganz leicht von der Hand; sobald sie aber ihren Lohn empfangen haben, ist ihr erster Gang in eine Schnappskneipe, wo sie nicht eher zu trinken aufhören, bis sie besinnungslos am Boden liegen. Aber auch hiervon abgesehen,

muß sie ihre Unverschämtheit und ihr Mangel an Ehrgefühl der allgemeinen Verachtung Preis geben. Auf dem Dampfboote, mit welchem ich meine Rückreise von St. Louis nach Wheeling machte, hatte sich auch eine irländische Familie eingefunden. Diese weigerte sich unter dem Vorwandte, kein Geld bei sich zu haben, den gewöhnlichen Preis für die Fahrt zu bezahlen, und rückte nicht eher damit heraus, als bis der Capitän drohte, sie ans Land setzen zu lassen. Der nämliche Fall wiederholte sich auch auf der Eisenbahn zwischen Philadelphia und Baltimore. Hier hatten sich auch zwei Irländer, ohne zu bezahlen, in den Dampfwagen eingeschlichen, und verließen ihre Plätze erst dann, als der Conducteur Miene machte, sie aus dem Wagen herauszuwerfen.

Polen halten sich viele in St. Louis auf. Die meisten verdienen ihren Unterhalt als Ladendiener bei Kaufleuten, oder als Aufwärter in Gasthöfen. Körperliche Anstrengung scheinen sie im Allgemeinen zu scheuen. Doch sprechen die meisten außer ihrer Muttersprache noch mehrere Sprachen, als Englisch, Französisch und Deutsch mit ziemlicher Fertigkeit, und sie sind mehrentheils artige und gebildete Leute.

Außer den erwähnten Völkern haben noch manche andere, wie z. B. die Spanier, einen

Beitrag zur Bevölkerung von St. Louis geliefert. Weit wichtiger aber als diese alle sind für die Stadt die vielen Neger, welche zum Theil frei, größtentheils aber Sklaven sind. Von dem Schicksale dieser Leute im Missouristaate macht man sich gewöhnlich bei uns einen ganz falschen Begriff. Viele von ihnen führen ein sehr glückliches Leben. Ihre Herren lassen ihnen schon ihres eigenen Vortheils wegen eine gute Behandlung zu Theil werden. Essen und Trinken haben sie gewöhnlich im Ueberfluß, und oft weit besser, als viele Freie. Schwere Arbeit brauchen sie in der Stadt selten zu verrichten, und Zeit genug bleibt ihnen übrig, um auf einem Instrumente zu spielen und dazu zu singen. Für höhere Genüsse haben sie keinen Sinn, und so leben sie im Ganzen so glücklich und zufrieden, daß ich sie oft um ihre heitere Laune beneidete. Die auf dem Lande wohnenden Sklaven haben zwar härtere Arbeit zu verrichten, als die bei ihren Herren in der Stadt lebenden, doch werden auch sie gewöhnlich gut behandelt und erhalten Nahrung und Getränke so reichlich und von so guter Beschaffenheit, daß sie im höchsten Grade verwöhnt sind. Mehrere von ihnen weigerten sich in unserem Hause, wo es Sitte war, den Kaffee ohne Zucker zu trinken, sich diesem Gebrauche zu fügen. Doch sollen die Sklaven in den südlichen

Staaten, wo viel Plantagenbau getrieben wird, nicht so gut behandelt werden, als die im Missouristaate.

Vom Volke werden die Neger im Allgemeinen aufs tiefste verachtet, und allerdings ist ihr Charakter durch die lange Sklaverei sehr verdorben. Dem Trunke sind die meisten leidenschaftlich ergeben, und da alles, was sie an den Abenden der Wochentage oder am Sonntage verdienen, ihr Eigenthum ist, so brauchen sie sich aus Geldmangel dieses Vergnügen nicht leicht zu versagen, zumal da die meisten von ihnen sich kein Gewissen daraus machen, ihre Herren und wen sie sonst können, zu bestehlen, wenn sie nur keine Entdeckung zu besorgen brauchen. Daher wird auch jeder in oder bei St. Louis verübte Diebstahl, wofern der Thäter unentdeckt bleibt, gewöhnlich den Negern Schuld gegeben. Die freien Neger stehen wohl im Ganzen mit den Sklaven ungefähr auf einer Stufe, nur zeigen sich ihre üblen Eigenschaften noch mehr, weil sie weniger Ursache haben, dieselben zu verbergen. Um die Zeit meiner Ankunft in St. Louis war die Aufregung des Volkes gegen die Farbigen, in Folge des Versuches einer Partei, die Sklaverei abzuschaffen, aufs höchste gestiegen. Ein Mulatte hatte damals einen Polizeibeamten, der ihn festnehmen wollte, ermordet, und war darauf ins

Gefängniß gebracht worden. Der Pöbel erbrach dieses, zog ihn heraus, band ihn an einen Baum und verbrannte ihn an einem langsamen Feuer, so daß er fürchterliche Qualen erdulden mußte. Dieser Gräuel wurde nicht nur nicht bestraft, sondern sogar von dem Richter Lawleß in der in St. Louis erscheinenden englischen Zeitung vertheidigt.

Zwar wäre ich jetzt mit der Aufzählung der verschiedenen Nationen, aus denen die Bevölkerung von St. Louis zusammengesetzt ist, zu Ende, doch glaube ich, daß es dem Leser nicht unangenehm sein wird, hier auch einige Bemerkungen über die Indianer zu finden, die wenigstens als zeitweise Bewohner dieser Stadt gelten können. Zwar habe ich keine Gelegenheit gehabt, sie in ihren heimathlichen Wäldern zu beobachten; dagegen kamen sie nicht selten auf ihrem Wege nach St. Louis und von da zurück in mein Haus, um Kleinigkeiten zu kaufen und zu trinken.

In der Gesichtsbildung der verschiedenen Stämme bemerkte ich einen großen Unterschied. Einige haben breite Gesichter, hervorstehende Backenknochen und graue Gesichtsfarbe, wogegen andere durch eine der unsrigen sich nähernde angenehme Gesichtsbildung und durch rothbraune Farbe des Gesichtes und Körpers sich auszeichnen.

Von allen Indianern, die ich bei mir sah, gefielen mir drei Brüder, Häuptlinge der Delawaren, am besten. Einen von diesen, der nach seiner Angabe 18 Jahr alt war, hielt anfangs sogar das weibliche Personal in unserm Hause für ein Mädchen, so fein gebildet waren seine Gesichtszüge und so klein seine Hände und Füße. Doch mochte auch die Kleidung des jungen Mannes sie in ihrem Glauben bestärken. Denn alle drei Brüder hatten rothseidene Tücher um den Kopf gewunden, ein kurzer Rock, ganz nach Art eines Weiberunterrockes gemacht, fiel bis auf ihre Knie herab, als Halsgeschmeide dienten ihnen Ketten von unächtem Golde und die Handgelenke waren mit metallnen Armbändern geschmückt. Lange lederne Kamaschen reichten ihnen bis auf die Mitte der Schenkel. Die beiden älteren trugen zierliche Mokassins oder selbstverfertigte Schuhe aus Hirschleder, der jüngste, ein Knabe von 16 Jahren, ging barfuß. Diesen konnte ich nicht aufhören zu betrachten, weil er durch seinen schlanken und anmuthigen Körperbau, seine nette Gesichtsbildung und die Gewandtheit und Schnelligkeit seiner Bewegungen ganz das Original zu der Beschreibung des Unkas in Coopers Letztem der Mohikaner oder Delawaren darstellte. Die ganze Bekleidung der gemeinen Indianer besteht häufig nur in einer wollenen Bettdecke,

oder in einem Stücke groben Tuches, das sie um sich wickeln. Der Häuptlinge Benehmen ist sehr anständig, und man kann sich auf ihr Wort weit mehr verlassen, als auf das der Amerikaner, wovon ich mich durch eigene Erfahrung hinlänglich überzeugt habe. Der Hauptfehler der Indianer, sowohl der Männer, als Weiber, ist ihre große Neigung zum Whisky, von dem sie, ohne betrunken zu werden, unglaublich viel zu sich nehmen können.

Nun bleibt mir noch übrig, die Lage der deutschen Bevölkerung in St. Louis darzustellen. Obgleich ich aber im Stande sein dürfte, genau zu berichten, wie sich dieselbe zur Zeit meines Aufenthaltes bei dieser Stadt gestaltet hatte, so muß sich doch seitdem dort sehr vieles geändert haben. Denn nicht lange vor meiner Abreise brachen die vielen Bankrotte der angesehensten Handelshäuser in New-York, New-Orleans und verschiedenen andern Städten der nordamerikanischen Freistaaten aus. Alle Banken stellten um diese Zeit ihre Baarzahlungen ein; alles Geld schien plötzlich, wie durch Zauberei, verschwunden, da ein jeder das seinige so viel als möglich zurück hielt und nur die nöthigsten Bedürfnisse mit Banknoten erkaufte. Eine traurige Folge dieses allgemeinen Geldmangels war die Anfertigung kleiner Noten, bis auf den Betrag von 6 Cents

(2 Groschen Münze) herab, in fast allen von Missouri östlich gelegenen Staaten. Ein Dollar hat 100 Cents. Im Missouristaate pflegten jedoch zur Zeit meiner Abreise noch keine geringern, als fünf Dollarsnoten im Verkehr angenommen zu werden, auch war hier der Geldmangel noch bei weitem nicht so fühlbar, als anderwärts. Denn ich verlor nur 5 Procent, als ich meine Illinois Noten gegen baares Geld verwechselte. Dagegen konnte ich in Baltimore, wohin ich united states Noten mitnahm, welche doch in St. Louis um einige Procent höher, als jene standen, nur gegen einen Verlust von 12 Procent Wechsel auf Bremen erhalten.

Dessen ungeachtet war in St. Louis und in der Umgegend dieser Stadt die Wirkung des allgemeinen Geldmangels auf Gewerbtreibende und Arbeitsleute höchst drückend. Jedermann schränkte sich ein und kaufte nur noch die unentbehrlichsten Bedürfnisse, und selbst diese mußte der Kaufmann um einen billigeren Preis, als früher hingeben. Die Kaffeehäuser, statt wie vormals mit Trinklustigen angefüllt zu sein, wurden nur noch von Wenigen besucht, die sich überdies jetzt noch weit häufiger als früherhin weigerten, das Genossene zu bezahlen. Viele Kaufleute und Wirthe konnten, unter solchen Verhältnissen, ihren Verpflichtungen nicht genügen, und kein Tag verging, an

dem nicht eine große Menge Waaren und Hausgeräthe, oft zu fast unglaublich niedrigen Preisen, versteigert worden wären. Dies bewirkte nun wieder den Fall von andern Kaufleuten, denn jeder suchte sich jetzt lieber seine Waaren in den Auctionen zu verschaffen, wo er sie weit billiger erhielt, als von Kaufleuten. Die Gehülfen der erwähnten Geschäftsleute litten zugleich mit. Ein Theil von ihnen wurde ganz abgeschafft und der Gehalt anderer verkürzt. Die Handwerker hatten wenig Verdienst, da niemand Etwas von ihnen in Vorrath verfertigen ließ, sondern jeder sich mit dem Unentbehrlichsten begnügte. Ja, viele angefangene Arbeiten wurden eingestellt, weil die Unternehmer das zur Fortsetzung derselben erforderliche Geld nicht aufwenden konnten oder wollten. Manche neue Gebäude, an deren Errichtung man zeither mit dem größten Eifer gearbeitet hatte, blieben nun unvollendet liegen.

Für Tagelöhner war früher das Aus- und Einladen der Dampfböte eine der reichsten Erwerbsquellen gewesen. Ihre Hülfe bei dieser Arbeit wurde mit einem Viertel Dollar für die Stunde belohnt. Jetzt aber fingen die Bootsleute an, alle auf ihren Fahrzeugen nöthigen Verrichtungen, bis auf das ihnen beschwerliche Bleitragen, selbst zu vollbringen, wofür jedoch die Tagelöhner nicht mehr wie früher in der Stunde

fünfundzwanzig, sondern nur zwölf und einen halben Cent erhielten.

Da ich glaube, daß der Leser aus den angeführten Thatsachen sich ein ziemlich treffendes Bild der zur Zeit meiner Abreise in St. Louis herrschenden Noth wird entwerfen können, gehe ich sogleich zu der für mich weit angenehmeren Aufgabe über, eine Schilderung des Lebens und Treibens in dieser Stadt, in dem früheren glücklicheren Zustande derselben, zu liefern. So wenig aber die vereinigten Staaten von Nordamerika immer in der bedrängten Lage bleiben können, in welche sie, hauptsächlich durch leichtsinnige und übertriebene Bank- und Handelsspeculationen, versetzt worden sind, eben so unmöglich scheint es mir, daß die früheren Verhältnisse in ihrem ganzen Umfange jemals wieder eintreten können. Zu deutlich zeigt sich jetzt der durch gewagte Speculationen jeder Art hervorgebrachte Nachtheil, als daß er nicht, selbst dem Verblendetsten einleuchten müßte. Die übermäßigen Preise des Landes, welches größtentheils noch in dem Besitze von Speculanten wüst liegt — ein Acker dicht bei der Stadt wurde öfters mit 600 Dallars bezahlt — müssen fallen, der Anbau wird dann allgemeiner und die Lebensmittel wohlfeiler werden. Hierdurch muß sich das Arbeitslohn verringern und Fabrikbesitzer sowohl als

Handwerker können alsdann ihre Waaren billiger liefern und die Tagelöhner für geringeren Lohn arbeiten. Zugleich werden die Kupfercents, eine zeither nur in den östlichen Staaten gangbare Münze, auch in den westlichen eingeführt werden. Ueberhaupt aber wird sich der Preis aller Dinge mit der Masse des vorhandenen Geldes mehr ausgleichen, und der gewissenlose Schriftsteller nicht mehr den arglosen Leser zu täuschen vermögen, welchem er zwar viel von dem hohen Arbeitslohne in Amerika erzählt, dem er aber den hohen Preis aller Bedürfnisse in diesem Lande verschweigt.

Diesen Bemerkungen über den finanziellen Zustand der vereinigten Staaten mag sich noch ein hierher gehöriger Auszug aus dem in Pittsburg erscheinenden Adler des Westens vom 5ten Juni 1837 anreihen.

Handel und Schifffahrt der vereinigten Staaten im Jahr 1836.

„Innerhalb des letzten Jahres, das mit September 30. endigte, wurden nach einem dem Congresse überreichten und jetzt veröffentlichten Berichte für 189,980,035 Dollars ausländische Waaren eingebracht. Der Betrag der Ausfuhr stieg auf 128,663,040 Doll., woraus sich ergibt, daß für 61,316,996 Doll. Waaren mehr einge=

führt, als ausgeführt wurden. Dies ist eine unerhörte und beispiellose Erscheinung, die blos dadurch eintreten konnte, daß das Creditwesen auf eine unsinnige Art ausgedehnt wurde, wodurch die Preise der inländischen Producte so hoch stiegen, daß sie nicht ausgeführt werden konnten und die vereinigten Staaten den besten Markt für auswärtige Erzeugnisse bildeten."

Da die Handarbeiter den größten Theil der deutschen Bevölkerung von St. Louis ausmachen, so will ich hier mit der Darstellung ihrer Lage beginnen. Diese war, während meines Aufenthaltes daselbst, sehr vortheilhaft, indem es nicht leicht an Arbeit fehlte und der Lohn, selbst im Verhältniß zu dem hohen Preise aller Bedürfnisse, für reichlich gelten konnte. So erhielt z. B. ein geschickter Zimmermann täglich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Dollars, ja ein tüchtiger Maurer, wenn er sich zugleich auf das Steinhauen verstand, konnte es noch höher bringen. Als bei meiner Wohnung auf dem Lande, eine halbe Stunde von St. Louis, ein neuer Stall gebaut wurde, erhielt der Zimmermann täglich $1\frac{1}{2}$ Dollar und die Kost. Diese war zwar einfach, aber kräftig und gesund, und besser, als wir selbst sie für gewöhnlich zu genießen pflegten. Denn anderes Fleisch, als Speck und Schinken, kam sonst nicht häufig auf unsern Tisch, ein von mir erlegtes

Häschen oder Rebhuhn etwa ausgenommen. Jetzt hatten wir aber, um den Zimmermann, einen tüchtigen Esser, zu befriedigen, einen Ochsen geschossen, so daß es nicht an Rindfleisch mangelte. Gleichwohl wußten unsere beiden Arbeiter, der Zimmermann und sein Gesell, immer etwas an Speisen und Getränken zu tadeln, obgleich auch die letzteren von guter Beschaffenheit waren und ihnen davon ein mehr als hinreichendes Maas gereicht wurde. Hieraus läßt sich schließen, wie verwöhnt die meisten seit längerer Zeit in der Stadt lebenden deutschen Handwerker zu sein pflegten. Ihr Verdienst war so ansehnlich, daß die unverheiratheten unter ihnen in den besten deutschen Gasthäusern logirten, in denen sie wöchentlich blos für Wohnung und Kost 3 bis 4 Dollars bezahlen mußten. Dies alles wäre recht gut gewesen, wenn nicht die große Leichtigkeit, womit viele deutsche Handwerker in St. Louis mehr Geld erwerben konnten, als sie bedurften, nachtheilig auf den Charakter nicht weniger unter ihnen gewirkt hätte. Manche ergaben sich den Trunke mehr, als früher in ihrem Vaterlande, wozu gewiß auch das böse Beispiel der Amerikaner viel beitrug. Der gemeine Amerikaner ist nämlich, trotz aller Mäßigkeitsgesellschaften, sehr zum Trunke geneigt, und ich erlebte selbst ganz in meiner Nähe den Fall zwei-

mal, daß Männer plötzlich an den Folgen der Völlerei starben. Von der allgemeinen Verbreitung dieses Lasters in den vereinigten Staaten sind gerade die vielen Mäßigkeitsvereine der sicherste Beweis; denn wozu bedarf man des Arztes da, wo es an Kranken fehlt? Gewiß wirken die Mäßigkeitsgesellschaften, besonders in den östlichen Staaten, viel Gutes, und ich wünschte sie überall nachgeahmt. Doch macht man sich im Auslande, und sicher auch häufig im Inlande, durch prahlende Berichte getäuscht, von ihrem wohlthätigen Einflusse eine sehr übertriebene Vorstellung. Wenn sich alle Mitglieder dieser Vereine wirklich des Trunkes enthielten, so würde ihre Wirkung in der That ungemein heilsam sein; leider haben mich aber verschiedene Beispiele belehrt, daß gerade unter denjenigen, welche sich den Anschein geben, zu den eifrigsten Verehrern der Enthaltsamkeit zu gehören, oft die unmäßigsten Trinker sind, nur daß sie diese Leidenschaft insgeheim und nicht, wie andere, öffentlich befriedigen. Manche Mitglieder der Mäßigkeitsvereine, und ich könnte darunter Männer nennen, deren allgemein bekannte Schriften von dem Lobe der Enthaltsamkeit überfließen, beschwichtigen ihr Gewissen damit, daß sie sich nur in Wein berauschen, dessen Genuß die meisten Vereine nicht verbieten.

Nach dieser kurzen Abschweifung, zu welcher mich vornämlich der Hochmuth veranlaßt hat, mit welchem viele Mitglieder der Mäßigkeitsgesellschaften auf solche Männer herabblicken, die, obgleich bei weitem enthaltsamer, als sie selbst, nicht in ihre Heuchelei mit einstimmen wollen, nehme ich den unterbrochenen Faden meiner Erzählung wieder auf.

Der zweite Fehler, in welchen die deutschen Handwerker in St. Louis, wegen der Leichtigkeit des Gelderwerbs, häufig verfallen, ist Uebermuth und Verschwendung. Einige Monate, ehe ich die genannte Stadt verließ, errichtete dort ein gewisser Nordhof ein neues glänzendes Gasthaus. Mehrere ansässige deutsche Bürger, besonders Kaufleute, beschlossen, es durch einen Ball und fröhlichen Schmauß einzuweihen, und luden dazu Bekannte und Freunde ein. Der Eintritt kostete drei Dollars. Unglücklicherweise hatten sie bei ihrer Einladung den Ausdruck gebraucht, das Fest solle von den gebildeten Bewohnern der Stadt gefeiert werden. Als dieses die Handwerker erfuhren, entbrannte ihr Zorn, und in der Absicht zu zeigen, daß sie größeren Aufwand, als die sogenannten Gebildeten machen könnten, erließen sie eine Bekanntmachung in der deutschen Zeitung, worin, nach einigen spöttischen Ausfällen auf jene, alle Mitglieder ihres Standes eingela

den wurden, an einem Balle Antheil zu nehmen, bei dem der Eintritt vier Dollars kosten sollte. Aehnliche Fälle von kleinlichem Stolz und Neid ereignen sich in Deutschland so häufig, daß man sich wohl wundern könnte, warum ich für die Erzählung von dergleichen geringfügigen Dingen einen Platz in diesem Werke bestimmte. Indessen sind sie in Amerika durchaus nicht unbedeutend. Hier sollten die Deutschen fest zusammenhalten, um vereinigt der Uebermacht der nur zu häufig feindselig gesinnten Amerikaner zu widerstehen. Statt dieses zu thun, schwächen sie sich nicht nur häufig durch lächerliche Eifersucht und Neid, sondern werden auch dadurch den Amerikanern verächtlich und setzen sich manchen Mißhandlungen aus. In Ansehung des Gemeingeistes stehen sogar die so verachteten Irländer hoch über den Deutschen, und sind deshalb in ihren Streitigkeiten mit den Eingebornen weit öfter siegreich, als diese. Denn Vertrauen auf fremden Beistand erhöht den eigenen Muth, so wie ihn dagegen die Gewißheit, allein zu stehen, schwächt. Zwei Fälle, die ich aus vielen mir zu Gebote stehenden als besonders bezeichnend heraushebe, mögen zur Bekräftigung meiner Behauptung dienen.

Zuerst gebe ich hier den Bericht der Vorsteher der deutschen Schützengesellschaft in Baltimore,

über die Störung eines von ihnen veranstalteten Festes durch den Pöbel, und sodann die Beschreibung eines Gefechtes in Boston zwischen Irländern auf der einen und amerikanischen Spritzenleuten auf der andern Seite. Aus der Vergleichung beider Begebenheiten wird hervorgehen, daß die Deutschen in diesem Falle als feige Memmen, die Irländer dagegen als brave Männer handelten. Denn daß jemand, der sich selbst Recht zu verschaffen wagt, in einem Lande wie Amerika, wo so oft Gewalt für Recht geht, und die Gesetze so wenig gelten, thätliche Angriffe aus Achtung vor dem Gesetze ruhig ertragen sollte, davon wird mich niemand überreden; zumal da man gerade durch ein solches Verfahren die Achtung der Eingebornen einbüßt und sich neue Beleidigungen zuzieht.

„Die Endesunterzeichneten halten es für Pflicht, dem deutschen Publicum über den Ausgang des am 15ten Mai statt gefundenen Festes, der Wahrheit gemäß, nachstehend Bericht abzustatten.

„Es hatte sich zu Baltimore ein deutscher Verein gebildet, unter dem Namen Schützengesellschaft, mit dem Zwecke, im Monate Mai einen frohen Tag auf vaterländische Weise in der freien Natur zu genießen, den Amerikanern gleichzeitig die Liebe und Anhänglichkeit an dieses Land an

den Tag zu legen, und später ein regelmäßiges Militärcorps zu bilden. Jedem Deutschen ist die Art und Weise, wie ein solches Schützenfest oder Vogelschießen gewöhnlich in Deutschland begangen wird, sehr wohl bekannt und wollen wir uns deswegen nicht weiter darüber auslassen.

„Es hatte sich ein Schützenbataillon, aus drei Compagnien bestehend, gebildet, und der Auszug fand am 15ten d. M. um 9 Uhr des Morgens statt. Die Anordnung war militärisch, alle Mitglieder bewaffnet, jede Compagnie gleichförmig, jedoch bürgerlich gekleidet, die Flagge der vereinigten Staaten wehte in der Mitte, die Offiziere trugen Schärpen mit den Farben der vereinigten Staaten. Viele tausend Menschen sahen diesem neuen und schönen Zuge mit Beifall nach, und so marschirte das Bataillon nach dem Schützenplatze, genannt **Spring Garden**, welchen Platz die Gesellschaft für die Dauer des Festes gemiethet hatte; es war außerdem dort ein schönes und theures Tanzzelt errichtet und von einigen Mitgliedern Buden aufgeschlagen, worin nur Wein und Bier zu verkaufen war. Der Platz gewährte einen wirklich schönen Anblick. Jedem sollte der Eintritt gegen Entree offen stehen, welche zuletzt, um niemandem große Kosten zu machen, auf 50 Cents herabgesetzt wurde. Es sollte auch einmal für die gewerbthätigen, fleißigen Deutschen

ein froher Tag sein, aber leider, es war ihnen nicht vergönnt. Schon waren die Pläne der Boshaften geschmiedet, und der 15te Mai war für viele Deutsche ein Tag des höchsten Verdrusses. Der Schützenplatz war mir mehreren tausend Menschen angefüllt, und es wurde ihnen jetzt in deutscher und englischer Sprache der Zweck und die Gesetze der Gesellschaft aus einander gesetzt und gebeten, wer die Entree nicht bezahlt habe, möge sich vom Platze entfernen. Die Gutgesinnten folgten, nahmen Einlaßcharten oder entfernten sich; aber der Hefen blieb zurück, hörte auf keine gütlichen Ermahnungen, sondern trieb sich zum Theil berauscht in tobender Unordnung auf dem Platze umher und ihre Mienen und Aeußerungen ließen den Erfolg nur zu gut vorausahnden.

„Wegen ungünstiger Witterung mußte das Vogelschießen eine Zeit lang eingestellt werden, und es wurde diese Zeit mit Tanzen ausgefüllt. Jetzt fing die Menge an das Zelt zu stürmen. Eine Diele nach der andern wurde fortgerissen, die Tanzgesellschaft insultirt, und einige honette Frauenzimmer sogar bespieen. Kein Wort der Güte wurde gespart, um die Menschen zu beschwichtigen. Es wurden Seitenwände fortgenommen und vielen von ihnen auf Wunsch vom Biere der Schützengesellschaft umsonst einge-

schenkt. Kein Mitglied der Schützengesellschaft gab im entferntesten Anlaß zum Zank und Streit. Sie ertrugen alles mit Geduld, und das Benehmen aller war in der That exemplarisch und des deutschen Volkes würdig. Doch die boshafte Rotte ließ ihren Plan nicht fahren. Das Zerstören und Stürmen des Zeltes, und die drohenden Geberden und Aeußerungen der wilden Menschen waren um 5 Uhr so heftig, daß alle es für besser hielten, das Zelt zu verlassen, das Fest aufzugeben und nach Hause zu gehen.

„Jetzt wurde das Zelt von allen Seiten angegriffen, die sich noch dort befindenden einzelnen Deutschen mit viehischer Wuth mißhandelt, die Bierfässer der Gesellschaft mit Knitteln aufgeschlagen und was nicht getrunken wurde verschüttet. Selbst der Fußboden wurde zerstört und aufgerissen. Dann ging es über die Zelte der Wirthe her. Wein, Bier, Speisen und Conditoreien wurden ohne Unterschied geplündert, den Weinflaschen der Hals abgeschlagen und dieselben ausgetrunken. Bei dieser Gelegenheit wurden auch 5 bis 6 Flinten und Büchsen geraubt."

Ismael.
J. Nimwegen.
Platzcommandanten.

Alte und neue Welt, 19ten Juni 1837.

„Boston war vergangenen Sonntag, 11ten Juni, Nachmittags der Schauplatz einer außerordentlichen Aufregung. Eine Feuercompagnie, die ermüdet von der Arbeit zurückkehrte, begegnete dem Leichenbegängnisse eines Irländers. Kein Theil wollte dem andern ausweichen. Der entstandene Wortstreit endigte sich mit Niederschlagung zweier Feuerleute. Die Zänkerei wurde nun allgemein, und der Ausgang zeigte sich zum Vortheil der Irländer, die sich der Feuerspritze bemächtigten und dieselbe umwarfen. Hierauf verfügten sich die Mitglieder der Feuercompagnie in die Kirche und zogen die Sturmglocke. Augenblicklich waren ihrer mehrere Hundert auf dem Platze; in gleicher Anzahl fanden sich die Freunde der Irländer ein. Knüppel und Steine begannen nun ihre Arbeit, und auf beiden Seiten wurden eine Menge Personen gefährlich beschädigt. Die Herren Charles, Fears und Barnes, zur Feuercompagnie gehörig, mußten tödtlich verwundet weggebracht werden. Tausende waren Zeuge dieses Auftritts. Sieger des Feldes blieben die Irländer, die nur langsam Schritt vor Schritt sich zurückzogen, vor der andrängenden Menge des Volkes. Als dieses die Ecke der Brand- und Purchasestraße erreichte, schlug es die

Fenster mehrerer von Irländern bewohnten Häuser ein, stürmte in dieselben hinein, und zerstörte alles, was darin an Möbeln und Betten sich vorfand. Die ganze Atmosphäre war mit Federn angefüllt. Während dieses vorging, hatte sich der Streit mit großer Heftigkeit erneuert. Nun nahte der Bürgermeister der Stadt; seine Erscheinung und militärische Einschreitung führte das Ende der empörenden Scene herbei. Erschöpft und der Macht der Gesetze weichend, verschwanden die kämpfenden Parteien, Kavallerie und Infanterie leisteten schnelle und vortreffliche Dienste. Wachen wurden in allen Kirchen und auf andern Plätzen aufgestellt, um die Ruhe zu erhalten. Um 10 Uhr des Abends herrschte tiefe Stille, und die Stadt schien bis dahin vor neuen Störungen gesichert zu sein."

Da mich meine Geschäfte nur mit den beiden früher genannten Arten von Handwerkern, nämlich Maurern und Zimmerleuten, in nähere Berührung brachten, fehlte es mir an Gelegenheit, die Verhältnisse der übrigen hinlänglich kennen zu lernen, um darüber etwas Bestimmtes berichten zu können. Deswegen gehe ich hier sogleich zu der Schilderung des Zustandes der übrigen Handarbeiter über.

Was den Lohn der Gehülfen beim Ein- und Ausladen der Dampfböte betrifft, so habe ich

dessen schon früher erwähnt. Andere Tagelöhner, welche grobe Arbeiten verrichten, als Ab- und Auflãder bei Kaufleuten, Straßenkehrer, Backsteinträger, Arbeiter an Eisenbahnen, Kanälen und Chausseen, erhielten gewöhnlich einen bis einen und einen halben Dollar täglich, aber ohne Beköstigung.

Knechte auf dem Lande verdienen monatlich 10 bis 16 Dollars, wobei ihnen noch die Kost und häufig auch freie Wäsche zugestanden wurde. Mägde auf dem Lande begnügten sich nicht leicht mit weniger, als mit 80 Dollars des Jahres, und doch konnten sie in der Stadt häufig noch mehr verdienen, sobald sie einige Fortschritte in der englischen Sprache gemacht hatten. Uebrigens muß sich der erst kürzlich eingewanderte Deutsche nur mit der größten Vorsicht vermiethen. Der Amerikaner macht ihm oft die günstigsten Bedingungen, und läßt ihn so lange als möglich arbeiten, ohne ihm das Geringste zu bezahlen. Verlangt er endlich seinen Lohn, so wird behauptet, er habe in diesem oder jenem Punkte, über den man überein gekommen sei, gefehlt und wäre seinen Versprechungen nicht nachgekommen. Er müsse daher froh sein, daß er so lange umsonst beköstigt worden wäre u. s. w., und so entläßt man ihn ohne die geringste Vergütung für seine Arbeit. Daß er, als unbekannt

mit den Landesgesetzen, nicht leicht wagen wird, eine Klage anzustellen, setzt man voraus. Doch auch den eigenen Landsleuten darf der neue Ankömmling nicht unbedingt trauen, denn leider handeln manche Deutsche gegen ihre Arbeiter eben so hinterlistig, wie die Amerikaner. Ein Glück ist es übrigens, daß solche betrügerische Herren sich häufig selbst den größten Schaden thun. Denn in Amerika hält es mehrentheils sehr schwer, sich gute Dienstleute zu verschaffen, da die Bevölkerung noch so gering und daher an Arbeitern oft großer Mangel ist; wird es aber gar bekannt, daß jemand seine Dienstleute übervortheilt hat, so wird es ihm sehr schwer fallen, sich andere, als solche zu verschaffen, die noch in der Gegend fremd und mit seinem Betragen gegen die früheren Diener unbekannt sind. Diese ungemeine Leichtigkeit, womit in den vereinigten Staaten Arbeiter überall Beschäftigung fanden, hatte gewiß auf das hier bestehende Verhältniß zwischen dem Herrn und Diener großen Einfluß, obgleich auch die allgemein dort herrschende Freiheit und Gleichheit das Ihrige mit dazu beigetragen haben mag. Alle, Herr, Knecht und Magd, speisen an demselben Tische, und gewiß würde jeder erst einigermaaßen mit der Landessitte bekannte Untergebene sich für gekränkt und zurückgesetzt halten, ja sogar augenblicklich den Dienst aufkündigen,

wofern der Vorgesetzte in dieser Einrichtung eine Aenderung treffen wollte. Dieselbe Gleichheit herrscht in allen andern Verhältnissen, und ich erinnere mich nicht, jemals gehört zu haben, daß ein Amerikaner seinen Untergebenen heftig ausschalt, was doch in Deutschland etwas so ganz Gewöhnliches ist. Selbst die Benennung von Herr und Knecht (master und servant) braucht der Amerikaner nur von dem Neger und dessen Besitzer. So sehr ich mich jedoch häufig über das zutrauliche Verhältniß zwischen Herren und Dienern gefreut habe, eben so sehr hat mich öfters die Grobheit und der Uebermuth dieser gegen jene verdrossen.

Obgleich nach meiner, durchaus auf eigene Erfahrung gegründeten Schilderung die Lage der deutschen seit längerer Zeit in St. Louis ansässigen Handwerker, im Verhältniß zu der anderer Stände in dieser Stadt und zu ihrer eigenen vormaligen im Vaterlande, sehr glänzend, ist, so dürfen doch auch die Schwierigkeiten nicht übersehen werden, mit denen sie theils ausschließlich, theils mit allen andern Einwanderern gemeinschaftlich zu kämpfen haben. Eine der größten ist die, daß selbst in ihrem Fache sehr geschickte Handwerker nicht mehr auf ihre frühere Weise fortarbeiten können, sondern erst die Handgriffe der Amerikaner erlernen müssen, wenn sie auf

Absatz ihrer Erzeugnisse rechnen wollen. Mögen immerhin manche deutsche Fabrikate sich vor den amerikanischen, besonders durch Haltbarkeit auszeichnen, selten wird der Amerikaner geneigt sein, diesen Vorzug anzuerkennen. Theils läßt es sein von den englischen Vorfahren ererbter Nationalstolz nicht zu, theils wird er, besonders in den Seestädten, von der Mode eben so gewaltig beherrscht, wie der Bewohner anderer Länder. Um aber von dem Amerikaner lernen zu können, muß der Einwanderer hinlänglich mit der englischen Sprache bekannt sein, weil jener selten eine andere versteht. Nun haben aber leider die meisten Deutschen bei ihrer Ankunft von dieser Sprache durchaus keine Kenntniß. Sie müssen also sich so bald als möglich darin zu üben, einstweilen aber bei Landsleuten unterzukommen suchen. Diese geben jedoch selten so guten Lohn und so kräftige Kost, als Meister von englischer Abkunft. Ja, manche Einwanderer müssen es sogar als ein Glück betrachten, wenn ihnen anfangs nur Kost und Wohnung für ihre Arbeit zugestanden wird. Denn ein der englischen Sprache unkundiger Arbeiter ist bei gleicher Geschicklichkeit selbst für einen deutschen Meister weit weniger brauchbar, als der damit bekannte, weil die Mehrzahl der Bewohner der Freistaaten englischer Abkunft ist, so daß ein geschickter, nach der Mode arbeitender

und billiger Handwerker bei den Anglo-Amerikanern auf den meisten Absatz rechnen kann. Er wird also immer in Geschäften mit den Eingebornen brauchbare Gesellen denen weit vorziehen, welche sich nur ihren deutschen Landsleuten verständlich machen können.

Ein für die meisten Einwanderer höchst drückender Umstand war der im vorigen Jahre und besonders im Winter desselben ungeheuer gestiegene Preis aller Lebensmittel, welcher zugleich ein verhältnißmäßiges Steigen des Arbeitslohnes und somit eine Theuerung fast aller Erzeugnisse herbeigeführt hatte. Die beigefügte Preisliste gilt für den Winter des Jahres 1836 bis 1837. Man muß übrigens dabei berücksichtigen, daß die Ernte dieses Jahres im Missouristaate nur sehr mittelmäßig ausgefallen, in vielen andern Staaten aber gänzlich mißrathen war, so daß wohl 5,000,000 Buschel Getreide aus Europa in die vereinigten Staaten eingeführt werden mußten (Ein Buschel mißt ungefähr so viel als ⅔ Berliner oder ⅓ Dresdner Scheffel); daß ferner die Lebensmittel jederzeit im Winter in St. Louis viel theurer sind, als zu jeder andern Jahreszeit. Denn der auf der Westseite des Missisippi gelegene Missouristaat, aus welchem St. Louis im Winter seine Vorräthe größtentheils beziehen muß, ist weit weniger ange-

baut, als das östlich von diesem Flusse gelegene Illinois. Zwischen diesem Staate und St. Louis ist aber die Verbindung im Winter fast gänzlich unterbrochen. Theils ist der Weg durch die Prärie (Wiesenfläche), die sich von den ersten Hügeln bis an den Fluß ungefähr 7 Meilen weit ausdehnt, dann so morastig, daß sich einzelne Wagen fast nie, ganze Wagenzüge aber, bei denen ein Fuhrmann dem andern zu Hülfe kommen kann, nur höchst selten hindurch wagen; theils gefriert der Fluß selten so fest, daß ihn Frachtwagen passiren können. Das die Verbindung zwischen beiden Flußufern sonst unterhaltende Dampfboot muß dann und während des Eisganges unthätig vor Anker liegen. Ist aber die Verbindung mit Illinois wieder frei, so fallen auch die Preise mancher von dort eingeführten Gegenstände so schnell in St. Louis, daß es mir immer unbegreiflich gewesen ist, warum man nicht im Herbst, so lange die Wege noch fahrbar sind, die für den Winter nöthigen Lebensmittel und den erforderlichen Brennstoff aus Illinois bezieht. So kostete vorigen Winter das Buschel Steinkohlen in St. Louis 50 Cents; da aber einige Tage lang so günstige Witterung eintrat, daß aus Illinois Kohlen nach St. Louis geschafft werden konnten, sank der Preis bis auf 13 Cents herab, stieg

aber sogleich wieder bis auf 45 und 50 Cents, als die Wege von Neuem unfahrbar geworden waren.

Preise verschiedener Waaren in St. Louis im Winter 1836—37.

Mais 1 Dollar das Buschel.

Weizen 1½ Doll. Capitän Gray aus Wolgast, mit dem ich zurück reiste, verkaufte sogar seine erste Ladung für 2 Dollar 18 Cents in Baltimore.

Kartoffeln 1—1¼ Doll.

Butter ½ Doll. das Pfund.

Eier ¾ Doll. das Dutzend.

Schweinefleisch 12 Cents das Pfund.

Rindfleisch 10 Cents.

Milch 8—12½ Cents das Quart.

Ein guter Apfel wird im Winter in den Grocerien öfters mit 6 Cents bezahlt. Im Herbste war der Preis des Obstes in der Stadt ungefähr folgender:

Ein Buschel Aepfel 1½ Doll.

Im Einzelnen:

4—5 mittelmäßige Birnen 6 Cents.

Eine gute Pfirsiche 1 Cent.

Zwölf schlechtere 6 Cents.

Gemüse sind gleichfalls theuer, doch läßt sich über ihren Preis nichts Bestimmtes angeben,

weil er zu sehr wechselt. Nur daß ein Kohlkopf im Winter 1836—37 mit 12 Cents bezahlt wurde, will ich hier bemerken.

Steinkohlen 50—75 Cents das Buschel.

Holz 8 Dollar die Klafter.

Ein Pferd zu miethen, täglich 2 Dollar.

Wäsche, jedes Stück, bis auf die sogenannten Vatermörder herab, 6 Cents.

Stiefelwerk und Kleider, die man gewöhnlich fertig in einem der vielen Kleiderläden kauft, sind theuer und doch häufig ungemein schlecht. So werden z. B. Sommerbeinkleider aus einem von Seide und Wolle zusammengemischten Zeuge verfertigt, ohne daß man sich die Mühe nimmt, diesen so leicht sich ausdrehenden Stoff zu säumen. Daher geschieht es nicht selten, daß Beinkleider nach einmaligem Tragen schon unbrauchbar sind. Derselbe Fall wiederholt sich beim Schuhwerke. Einst ließ ich mir ein Paar Schuhe aus der Stadt mitbringen, und wettete mit einem Freunde um eine Bouteille Wein, daß ich beim ersten Gange in demselben ein Rebhuhn oder einen Hasen erlegen wollte. Fröhlichen Muthes zog ich aus. Aber ach! Der Weg war kothig, und nachdem ich ungefähr eine Viertelstunde gegangen war, trennte sich das ganze Oberleder des einen Schuhes von der Sohle, so daß ich ihn im Stiche lassen mußte. Auf der Rückkehr,

welche ich ohne Säumen antrat, gab sich auch noch der andere Schuh auf der Seite aus einander und öffnete dem Fuße einen Durchgang. Während ich in diesem Aufzuge mich bemühte, durch den tiefen Koth zu waten, begegneten mir drei Amerikaner zu Pferde. Sie machten Halt und lachten mich tüchtig aus. Ich hätte sie todt schießen mögen. Daß meine Wette verloren war, und daß ich in der übelsten Laune von der Welt nach Hause kam, versteht sich von selbst.

Außer von den erwähnten Unannehmlichkeiten hat der Einwanderer noch viel von dem ungewohnten Klima und von Krankheiten zu leiden. Im Sommer belästigt ihn die drückende Hitze, und im Winter wirkt der plötzliche Wechsel der Witterung, indem die beim Nordwinde fast unerträgliche Kälte beim Drehen desselben nach Süden schnell in Wärme übergeht, höchst nachtheilig auf den Körper. Mir bekam die Sommerhitze recht wohl, obgleich ich mit großer Anstrengung bei allen Feldarbeiten half; desto weniger konnte ich aber den Witterungswechsel im Herbste und Winter ertragen, welcher in Amerika um so empfindlicher ist, weil nur wenige sich durch Oefen gegen die oft strenge Kälte zu schützen vermögen. Die in diesem Lande allgemein gebräuchlichen Kamine stehen an Nützlichkeit weit hinter jenen zurück. Denn das stärkste Kamin-

feuer kann doch immer nur auf eine Seite des Körpers gehörig wirken, während die andere verhältnißmäßig nur wenig davon erwärmt wird.

Durch alle diese Einflüsse zusammengenommen, vielleicht auch mit durch die Zugluft, welche beständig durch die Kamine aus und ein strömt, wird der Körper angegriffen und für Krankheiten empfänglich gemacht. Andere Ursachen kommen hinzu, als die schädlichen, aus dem frisch aufgebrochenen Lande emporsteigenden Dünste, der Genuß des in Amerika mit wenigen Ausnahmen sehr schlechten Wassers, des vielen Schweinespeckes u. s. w. So ist es denn kein Wunder, daß nur wenige Einwanderer, wenn sie sich einige Jahre im Lande aufhalten, vom Fieber verschont bleiben. Die am meisten verbreitete Art desselben ist das auch in Deutschland in niedrigen, sumpfigen Gegenden häufige kalte Fieber (Wechselfieber), was in Amerika gleichfalls die Bewohner solcher Gegenden belästigt. Ich selbst hatte vom Herbste 1836 bis zum Frühjahre 1837 viermal daran zu leiden, und konnte mich endlich nur durch den fortgesetzten Genuß von Ingwer, den ich jeden Morgen in Wein einnahm, gänzlich davon befreien.

Schneller und gründlicher, als es durch Arzeneimittel möglich gewesen wäre, genas ich einst durch eine heftige Gemüthsbewegung vom kalten Fieber. Der Fall war folgender. Ein heftiger

Fieberanfall fesselte mich eben an mein Lager, als ein gegen mich nichts weniger als freundschaftlich gesinnter Mann, Namens H., mit seiner Frau in das Zimmer trat. Ich kehrte ihnen absichtlich den Rücken zu, bemerkte aber wohl, daß beide auf die gemeinste Weise sich benahmen, und durch die ärgsten Schmähungen mich zu kränken suchten. Vielleicht war ihre Absicht dabei, mich auf diese Weise zur Erwiderung ihrer Beleidigungen zu reizen, was ihnen einen Vorwand gegeben haben würde, sich an mir zu rächen. Da ich aber ruhig blieb, und mich stellte, als ob ich fest schliefe, hörte ich den Mann zu seiner Frau sagen: Es könne ihnen durchaus keinen Nachtheil bringen, wenn er mich tüchtig durchprügelte, weil sie doch bald in eine entfernte Gegend zu ziehen beabsichtigten. Kurz darauf verließ er das Zimmer, und ich sah ihn durch das Fenster mit einem anderen etwas berauschten Manne, Namens K., sich unterhalten. Nun glaubte ich wirklich, es sollte mit dem Durchprügeln Ernst werden, und beide hätten darüber sich verabredet. Deswegen beschloß ich, so viel als möglich auf meiner Hut zu sein; nahm meinen Genickfänger aus der Tasche des auf dem Bette liegenden Mantels, und steckte ihn in eine, an der innern Seite meiner Weste angebrachte lederne Scheide, um ihn im Nothfalle sogleich in

Bereitschaft zu haben, und brachte die Schlösser meiner hinter dem Bette stehenden geladenen Doppelflinte in Ordnung. Kaum war ich damit fertig, so traten beide Männer wieder herein. H. setzte sich vor mein Bett und vermehrte meinen Argwohn dadurch, daß er mir die Geschichte eines Mannes erzählte, welcher tüchtige Schläge erhalten hatte. Zugleich ging K. auf mich los. Ich sprang nun augenblicklich auf, und als er sich mir so weit genähert hatte, daß er mich erreichen konnte, zog ich den Genickfänger, schleuderte die Scheide hinweg und drohte ihn niederzustoßen, wenn er sich mir nur noch um einen einzigen Zoll näherte. Er sprang aber schnell zurück. Nun ergriff ich meine Doppelflinte und versicherte beiden im Zimmer befindlichen Männern, ich würde sie niederschießen, wenn sie nicht eiligst das Haus räumten. Dies thaten sie auch ohne Widerrede. Noch bis auf den heutigen Tag bin ich in Ungewißheit darüber, ob es mit der Drohung gegen mich ernstlich gemeint war, oder ob man mich nur damit in Furcht setzen wollte. So viel aber ist gewiß, daß mir dadurch ein wichtiger Dienst geleistet wurde. Denn von dem Fieber, welches mich nie stärker, als eben damals mitgenommen hatte, genas ich gänzlich und zwar so schnell, daß noch während des Streites mein vom Schweiße triefender Körper abtrocknete.

Noch eine Krankheit, welche ich im vergangenen Frühjahre überstand, muß ich hier erwähnen, theils weil noch ein anderer Hausgenosse Namens Etmeier nach starker Erkältung davon ergriffen wurde, was beweist, daß sie in jener Gegend öfters vorkömmt, theils weil die Art und Weise, wie ich mir sie zuzog, etwas Eigenthümliches hat und geeignet ist, einen Begriff von dem gegenseitigen Verhältnisse der Nachbarn in Amerika zu geben.

Einige hundert Schritte von meiner Wohnung entfernt stand das Haus eines amerikanischen Gastwirthes. Bei diesem kehrte ein Landmann ein, welcher nach unvorsichtigem Trinken bei großer Erhitzung von einem heftigen Fieber befallen wurde. Als die Krankheit den höchsten Grad erreicht hatte, wurde ich ersucht, bei dem Leidenden zu wachen. An seinem Bette brachte ich eine höchst beschwerliche Nacht zu, denn die Witterung war kalt und das Zimmer nur durch ein kleines Steinkohlenfeuer spärlich erwärmt. Gegen Morgen fing er an zu phantasiren, glaubte mit seinen Ochsen zu fahren und sprang mehrmals aus dem Bette, um sie anzutreiben oder zu lenken. Nur mit großer Anstrengung vermochte ich dann ihn wieder auf sein Lager zurückzubringen. Am Morgen starb er. Als ich nach Hause zurückkam, war mein Gesicht stark

angeschwollen, und ich fühlte, daß ich gar sehr der Ruhe bedurfte. Kaum hatte ich mich aber niedergelegt, so kam schon wieder eine Botschaft von dem Nachbar, welcher mich ersuchte, bei dem Begräbnisse des eben Verschiedenen hülfreiche Hand zu leisten. Dieser sollte nämlich an demselben Tage, an welchem er gestorben war, auch beerdigt werden, ein Geschäft, welches, nach dem im Missouristaate üblichen Gebrauche, von den Nachbarn verrichtet werden muß. Der Mann, aus dessen Hause der Leichnam abgeholt wird, hat nur für dessen Fortschaffung auf den Gottesacker zu sorgen und beim Hinablassen des Sarges mit zu helfen. Die Witterung war an dem Begräbnißtage neblicht, aber für die Jahreszeit ungemein warm, so daß ich bei der Arbeit stark schwitzte, obgleich ich meine Oberkleider bis auf das Hemd, abgelegt hatte. Zum Unglück hatten wir nur einen Spaten; während also der Eine grub, mußte der Andere müßig zusehen. Die Folge dieses unthätigen Dastehens in feuchter Luft nach großer Erhitzung war für mich eine starke Erkältung, welche Geschwulst der Arme und Beine bewirkte. Zugleich fühlte ich mich ungemein schwach und konnte während drei Wochen kaum das Bett verlassen. Auch erholte ich mich nur allmälig von dieser Krankheit.

Selten verschont die Missourikrätze, ein über den ganzen Körper sich verbreitender juckender Ausschlag, Einwanderer in die Gegend von St. Louis. Mehrere meiner Bekannten wurden sehr davon belästigt, doch wich die Krankheit nach einiger Zeit, ohne daß Heilmittel dagegen angewendet worden wären.

Um das Leben und Treiben in einem Lande gehörig zu beurtheilen, ist nichts wichtiger, als die Kenntniß der Gesetze desselben. In den vereinigten Staaten von Nordamerika haben diese einen doppelten Ursprung. Entweder sie werden von dem Congresse in Washington gegeben, und sind dann für sämmtliche Staaten der Union gültig, oder von der Gesetzgebung eines einzelnen Staates und gelten dann auch nur für diesen allein. Jeder Staat hat also eine eigene gesetzgebende Versammlung, deren Mitglieder, so wie alle übrigen Staatsbeamten, von den wahlfähigen Bürgern ernannt werden, und einen Gouverneur, der über die pünktliche Befolgung der von jenen erlassenen Verordnungen wachen soll. Die Zeit, in welcher das Bürgerrecht in einem Staate erlangt werden kann, ist in den verschiedenen Staaten sehr verschieden. In Missouri gibt nur ein zweijähriger Aufenthalt Ansprüche darauf. Nun sollte man glauben, es müßte jedem Deutschen, welcher sich für immer in diesem Staate nieder-

zulassen gedenkt, von der höchsten Wichtigkeit sein, so bald als möglich unter die Zahl seiner Bürger aufgenommen zu werden, um deren Vorrechte mit zu genießen. Gleichwohl halten sich viele Deutsche bereits seit mehreren Jahren im Missouristaate auf, ohne irgend einen Schritt gethan zu haben, um dessen Bürgerrecht zu erlangen. Eine solche Nachlässigkeit ist um so tadelnswerther, weil nicht blos für sie, sondern auch für ihre in Missouri angesiedelten Landsleute manche Nachtheile daraus hervorgehen, unter denen ich keinen für verderblicher halte, als daß sie dadurch genöthigt werden, sich gänzlich der Willkühr amerikanischer Beamten Preis zu geben. Denn hätten alle seit zwei Jahren in Missouri ansässigen Deutschen das Bürgerrecht erlangt, so könnte es ihnen in manchen counties, bei ihrer großen Anzahl, nicht schwer fallen, die Beamten aus ihren Landsleuten zu erwählen. Dieses würde um so wichtiger für sie sein, weil die meisten unter ihnen mit den Gesetzen des Missouristaates gänzlich unbekannt und schon in dieser Hinsicht in großem Nachtheile gegen die Eingebornen sind. Freilich könnten nur wenige Deutsche, selbst bei dem besten Willen, die Gesetze erforschen, da die Sammlung derselben in englischer Sprache gedruckt ist, welche die meisten nicht zu lesen verstehen, und weil die zu ihrer Anschaffung er-

forderliche Summe von 5 Dollars öfters die Mittel der mit der englischen Schriftsprache Vertrauten übersteigt. Gewiß hat nicht leicht jemand es tiefer empfunden, als ich selbst, wie verderblich der Mangel an Kenntniß der Gesetze dem Einwanderer in einem Lande ist, wo so Viele bemüht sind, daraus Vortheil zu ziehen. Deswegen wurde auch dem Besitzer der in St. Louis befindlichen deutschen Buchdruckerei eine Verdeutschung der sämmtlichen Gesetze des Missouristaates in meinem Namen angeboten. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich denn Folgendes: Der frühere Herausgeber der deutschen Zeitung in St. Louis, Namens Pimphagen, hatte einen Auszug aus den Missourigesetzen in deutscher Sprache drucken lassen, dessen Verkauf ihm aber unter dem Vorwande verboten wurde, daß ein amerikanischer Buchhändler bereits im Besitze des Privilegiums über den Alleinhandel mit der ganzen Gesetzsammlung sei.

Wie nachtheilig es für die in Amerika lebenden Deutschen ist, daß die Beamten fast aller Staaten, Pennsilvanien ausgenommen, von den Eingebornen englischer Abkunft, und aus diesen erwählt werden, habe ich schon im Vorhergehenden bemerkt. Auch liegt es in der Natur der Sache, daß selbst der gewissenhafte Beamte geneigter sein wird, den Landsmann, als den

Fremdling zu begünstigen, zumal wenn er sich zu der zahlreichen Partei derer hinneigt, welche glauben, oder zu glauben vorgeben, das meiste die Freistaaten treffende Unglück entstehe durch die starke Einwanderung; wie viel mehr der gewissenlose, besonders wenn seine Wähler, wie dies nicht selten der Fall zu sein pflegt, ihm seine Stelle vornämlich wegen seines ihnen bekannten Widerwillens gegen die Ausländer übertrugen. Er wird dann in jedem Falle, um sich die Gunst seiner Anhänger zu erhalten, gegen jene entscheiden. Wie mancher einseitige Lobredner Amerikas, welcher dreist behauptet, daß in diesem Lande nur die tauglichsten Männer zu Staatsämtern erwählt würden, müßte erröthen, wenn man ihm die Beweise von parteiischen Urtheilssprüchen amerikanischer Richter aus seiner Nachbarschaft vorhalten wollte, von denen er entweder nichts weiß, oder nichts zu wissen vorgibt.

Doch wenn auch alle Beamten durchaus unparteiisch und ihre Entscheidungen ganz den Gesetzen gemäß wären, so würde doch der große Haufe öfters sich einmischen und die Vollziehung dieser Aussprüche hindern. Wodurch können auch die Beamten in Amerika ihren Beschlüssen Nachdruck geben, wenn es der Masse des Volkes, ja wohl gar nur einem Pöbelhaufen beliebt, sich der Vollziehung derselben zu widersetzen und selbst

die richterliche Gewalt auszuüben, da es fast ganz an Truppen fehlt! Denn die nordamerikanischen Freistaaten haben, ungeachtet ihr Gebiet wohl zehnmal so groß ist, als Deutschland, doch über nicht mehr als 6000 Mann stehender Truppen zu verfügen. Und selbst auf diese wenigen würde sich bei bürgerlichen Unruhen nicht mit Sicherheit rechnen lassen, da die Gemeinen lauter geworbene Leute sind, großentheils Fremde, ohne Besitzung und Anhänglichkeit an das Land, dem sie dienen. Von der schlechten Mannszucht und der häufig durch die Offiziere selbst angeregten Widersetzlichkeit der Miliz aber gegen die Befehle des Feldherrn liefert die Geschichte der neuesten Kriege mit den Indianern unzählige Beispiele. Ja diese geht so weit, daß namentlich General Jackson, wie aus seiner Biographie erhellt, bei dem Feldzuge gegen die Indianer des Südens mehr durch den Widerstand der eigenen Truppen, als durch den der Feinde in seinen Unternehmungen aufgehalten wurde.

Von Volksunruhen in verschiedenen Staaten der Union habe ich schon im Vorhergehenden einige Beispiele angeführt. In St. Louis fanden während meines Aufenthaltes in der Nähe dieser Stadt ebenfalls mehrere Volkstumulte statt. Bei einem derselben wurde eine Buchdruckerei, bei einem andern das Haus eines Franzosen zer=

stört u. s. w. Doch sind solche allgemeine Aufstände, bei denen sich der Pöbel besonders thätig zeigt, weniger unangenehm, als die bei Streitigkeiten mit den Eingebornen dem Fremdlinge drohende Lebensgefahr, zumal wenn er ein Geschäft treibt, welches ihn zuweilen mit den im Missouristaate so zahlreichen Trunkenbolden in Händel verwickeln muß. Denn die Amerikaner sowohl, als nach ihrem Beispiele die in der Nähe von St. Louis lebenden eingewanderten Engländer, von andern Völkern kann ich nämlich nicht aus Erfahrung sprechen, sind großentheils mit Pistolen, Dolchen, oder langen, spitzigen, zweischneidigen Messern bewaffnet, welche sie, besonders die ersteren, zuweilen schon bei ziemlich unbedeutenden Veranlassungen ziehen, so daß man sich wundern muß, nicht noch öfters von Mordthaten zu hören, da Verwundungen durch Messer- oder Dolchstiche häufig vorkommen. Ich selbst gerieth noch kurze Zeit vor meiner Abreise in nicht geringe Gefahr. Ein freundschaftlich gesinnter Amerikaner kam nämlich eines Tages in meine Wohnung und rieth mir, ja vorsichtig zu sein, weil neun seiner Landsleute in dem Hause des Nachbarn wären, die sich vorgesetzt hätten, mir einen Besuch abzustatten und zuerst tüchtig auf meine Kosten zu trinken, dann aber zum Danke für die Bewirthung die Gläser zu zerschlagen.

Kurz darauf kam einer von diesen, Namens Philipps, zu mir und bat mich um einen Dollar, weil die Gesellschaft der Nachbarin, deren Mann verreist sei, das erhaltene Getränk nicht bezahlen könne, die Frau aber auf Zahlung dringe. Er erhielt das Geld und entfernte sich. Ich aber glaubte thörichter Weise am besten wegzukommen, wenn ich mich in diejenige Abtheilung des Gebäudes zurückzöge, welche nicht für die Kunden bestimmt und deswegen von der andern durch eine Scheidewand getrennt war. Die Sorge für Laden und Wirthschaft übertrug ich einstweilen dem C. Stießmeier, vormaligem Theilhaber an dem Geschäfte, welches ich jetzt ganz auf eigene Rechnung betrieb; denn ich hatte ein unangenehmes Vorgefühl, daß es wohl zu ernstlichen Händeln kommen möchte. Kaum war dieses geschehen, so kam auch schon die ganze feindliche Bande, neun Mann hoch, herangesprengt, hielt vor dem Hause und verlangte zu trinken. Mein Stellvertreter brachte sogleich mehrere gefüllte Gläser auf einem Präsentirteller heraus; indem er sie aber den Reitern darreichte, sprangen sie auch schon von der Reitpeitsche des einen unter ihnen getroffen, klirrend in Stücke. Sobald ich dies hörte, kam ich heraus, schalt die Gesellschaft tüchtig und befahl ihr, sich augenblicklich von meinem Hause zu enfernen. Den

Gesetzen nach hatte ich dazu vollkommenes Recht, und Einzelne würden mir auch wahrscheinlich, wie fast immer, ohne Widerrede gehorcht haben, allein jetzt trotzten die Erbitterten auf ihre Menge. Denn als ich, in der Ueberzeugung, daß sie weiter reiten würden, ihnen den Rücken kehrte und ins Haus ging, bemerkte ich zu meinem Schrecken, als ich mich umkehrte, daß mir der größte Theil gefolgt und schon ganz nahe war. Ich eilte deswegen hinter den Ladentisch, wo ich, wie es in allen Grocerien in Missouri üblich ist, immer eine geladene Pistole in einem Schubkästchen liegen hatte, befreite mich mit Gewalt von dem Griffe des einen Verfolgers, der mich schon am Rocke hielt, und drohte Feuer zu geben, wenn die Bande nicht sogleich mein Haus räumte. Während ich aber auf die sechs vor dem Tische stehenden Männer meine ganze Aufmerksamkeit gerichtet hatte, schlich sich der Verwegenste hinter denselben und ehe ich noch seine Absicht ahnete ergriff er schon meine Hand und die Pistole zugleich und suchte mir diese zu entreissen. Da es ihm nicht gelingen wollte, nahm er eine gefüllte Flasche und drohte sie mir ins Gesicht zu schmettern, wenn ich die Pistole nicht gutwillig hergäbe. Doch ließ ich mich nicht einschüchtern und antwortete ihm nur, er solle zuschlagen, wenn er es wagte. Dies hätte er aber wohl

gewiß zuletzt noch gethan, denn er war, wie ich später erfuhr, als ein höchst verwegener und gefährlicher Mensch berüchtigt, wenn nicht durch einen glücklichen Zufall gerade an diesem Tage mein Haus mit kräftigen jungen Deutschen mehr als an irgend einem andern angefüllt gewesen wäre. Einige von ihnen, welche Maulthiere aus St. Fé geholt hatten, wohnten ganz bei uns und ließen ihre Thiere in der Nähe des Hauses weiden, andere waren zufällig bei mir zum Besuche. Von diesen trat Einer nach dem Andern herein, so daß zuletzt außer mir noch acht im Zimmer waren, und wenn nicht einer auf dem Heuboden sein Mittagsschläfchen gehalten, und den ganzen Lärm überhört hätte, wäre die Anzahl beider Parteien ganz gleich gewesen. Durch das Erscheinen meiner Freunde wurde der Gegner bewogen, mich los zu lassen und sich gegen jene zu wenden. Das Zimmer bot jetzt einen interessanten Anblick dar. Auf der einen Seite die Amerikaner, auf der andern die Deutschen. Diese ruhig, doch ohne Ausnahme schlagfertig. Von jenen einige kampflustig die Messer in der Hand haltend und im Zimmer umher tobend, andere geneigt, als Vermittler aufzutreten. Den meisten Lärm machte der Kentuckier, welcher mir meine Pistole vergeblich zu entreißen gesucht hatte. Er ging mit stolzem Schritte vor seinen Lands-

leuten auf und nieder, riß seine Kleider auf, zeigte mehrere Narben an Brust und Unterleib, und rühmte sich, viele Indianer getödtet zu haben. Dabei hätte es wahrscheinlich sein Bewenden gehabt, wenn nicht einer der Unserigen einen Amerikaner tüchtig mit der Faust vor den Kopf geschlagen hätte, so daß er zurücktaumelte. Glücklicherweise wußte keiner von diesen mit Bestimmtheit, von wem der Schlag geführt worden war, doch wollte der Geschlagene durchaus denjenigen, gegen welchen er Verdacht hegte, vor das Haus schleppen, um dort mit ihm zu boxen. Da er diese Absicht weder durch Gewalt, noch durch gütliches Zureden erreichen konnte, und die Amerikaner nun wohl einsehen mochten, daß bei einem allgemeinen Gefechte schwerlich der Vortheil auf ihrer Seite sein dürfte, gaben sie sich endlich zufrieden und verließen das Haus, ohne irgend erheblichen Schaden gethan zu haben.

Bei dieser Gelegenheit machte ich abermals die Bemerkung, daß der Amerikaner kräftiges Abwehren unverdienter Angriffe sehr gut aufzunehmen pflegt; denn mehrere Mitglieder der Gesellschaft, welche mir so viel Verdruß gemacht hatte, besuchten mich schon nach wenigen Tagen und waren so freundschaftlich, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Dies fiel mir um so mehr auf, weil die nämlichen Männer vor dem unan=

genehmen Auftritte nie meine Wohnung betreten hatten.

Ungefähr 14 Tage vor diesem stürmischen Auftritte kamen zwei Männer zu mir von denen ich einen, Namens Jackson, schon früher als einen Betrüger kennen lernte. Er hatte nämlich damals Heu für den Landmann, bei welchem er arbeitete, in der Stadt verkauft und dafür 25 Dollar gelöst, diese aber nicht abgegeben, sondern größtentheils durchgebracht, und wurde deswegen in meiner Gegenwart festgenommen. Jetzt verzehrten beide zusammen einen viertel Dollar und als ich Bezahlung verlangte, behauptete Jacksons Genosse, diese schon geleistet zu haben. Da ein solcher Fall öfters vorkam, durfte ich dergleichen Entschuldigungen nie gelten lassen, wenn ich nicht den größten Nachtheil erleiden wollte. Demnach bestand ich fest auf meiner Forderung, und folgte den beiden Männern, als sie dennoch Zahlung weigerten, bis an die ungefähr hundert Schritte von meiner Wohnung entfernte Heerstraße. Unterwegs hatte mich Jacksons Gefährte mehrmals vergeblich zum Umkehren aufgefordert. Jetzt zog er eine Pistole hervor und drohte mich zu erschießen, wenn ich nicht in das Haus zurückkehrte; ein Befehl, dem ich, da er auf eine so nachdrückliche Weise unterstützt wurde, wohl gehorchen mußte.

Daß auch das schöne Geschlecht in Amerika kampflustiger, als in Deutschland sein mag, scheint folgender Vorfall, der sich in meiner Nachbarschaft ereignete, zu beweisen.

Ein alter französischer Krieger, welcher, wie viele seiner Kamaraden, nach Napoleons Sturze sich in der Nähe von St. Louis niedergelassen hatte, verpachtete sein Landgut an einen Deutschen, Namens Forskamp, wobei ich, als der französischen Sprache kundig, den Unterhändler machte. Forskamp hatte von dem Alten, der mit seiner Familie zerfallen war, den Auftrag erhalten, darauf zu achten, daß diese bei ihrem Auszuge keine ihm zugehörigen Sachen mitnähme. Da dieses dennoch geschah und Forskamp es hindern wollte, setzte ihm Brouhets Tochter eine geladene Pistole auf die Brust. Der durch den Lärm herbeigezogene Vater wußte jedoch die Heldenthat der Tochter so wenig zu würdigen, daß er sie dafür mit einer derben Tracht Schläge belohnte.

Zum Beschluß erzähle ich hier noch zwei, in der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Amerika vorgefallene Ereignisse, welche beweisen, daß in diesem Lande Gewalt öfters vor Recht geht, und daß diejenigen nicht unbedingten Glauben verdienen, welche den Staat für den besten erklären, in welchem das Volk in dem ausschließenden Besitze aller Gewalt ist.

Die erste Thatsache ist aus dem in St. Louis erscheinenden Anzeiger des Westen entlehnt und mir auch mündlich durch Bekannte, welche zu der Zeit, als sie statt fand, in Arkansas waren, bestätigt worden. Der Fall ist folgender: In dem genannten Staate saßen vier Männer im Gefängnisse, nämlich drei Mörder und ein Mann, welcher das frei umherlaufende Pferd eines Nachbarn eingefangen, acht Tage geritten, dann aber wieder losgelassen hatte. Das Volk stürmte den Kerker, befreite die Mörder und hing den unglücklichen Reiter.

Die Erzählung der zweiten Begebenheit nehme ich ganz aus dem Anzeiger des Westen, der sie seinerseits aus dem in Wheeling selbst erscheinenden Times verdeutschte. Die Worte sind folgende:

„Zwei Raubmörder, Namens Wintringer und Long, waren zum Tode verurtheilt worden, und sollten Dienstags am 9ten August hingerichtet werden. Die Eltern und Freunde des ersteren lebten zu Steubenville in Ohio und die des letzteren in der nächsten Umgebung der Stadt Wheeling. Schon vorher hatten die Verbrecher einen Versuch zur Flucht gemacht, der aber durch die Wachsamkeit der Bürger vereitelt wurde. Kurz nach der versuchten Flucht verbreitete sich das Gerücht immer lauter, daß Wintringers

Freunde zu seiner Befreiung entschlossen wären, was zu Wheeling eine Verdoppelung der Wachen an dem Gefängnisse zur Folge hatte. Endlich erfuhr man mit Gewißheit, daß bis hinab nach Cincinnati, so wie in und um Wheeling, seine Verwandten und Bekannten einen feierlichen Bund geschlossen hätten, seine Befreiung selbst mit bewaffneter Hand ins Werk zu setzen. Ihre Zahl wurde auf 3—400 wohlbewaffnete Männer geschätzt.

„Dies veranlaßte die Organisirung einer militärischen Garde zur Bewachung des Gefängnisses. Diese wurde für hinreichend erachtet, bis man etwa 3 oder 4 Tage vor der Hinrichtung drohte, die Stadt in Brand zu stecken. Dadurch sah man sich veranlaßt, eine anderweitige Wache an dem Wasserwerke der Stadt aufzustellen und endlich am Vorabende des Tages Patrouillen gehen zu lassen, zumal da sich in den Wäldern hin und wieder Haufen von bewaffneten Menschen zeigten. Die Stadt hatte sich mit einer so großen Zahl von zum Theil verdächtigen Fremden gefüllt, daß man mit Wahrscheinlichkeit einem Ausbruche entgegen sehen mußte. Man vertheilte jetzt noch an die Bürger Flinten, die von Clairsville eingesandt wurden, und alles war zur äußersten Vertheidigung der Stadt entschlossen. Die Gefahr wurde dringender, als die Nachricht ein=

traf, daß der Gouverneur die Vollstreckung des Todesurtheiles an Long bis zum 23sten September aufgeschoben hatte, während seinem Genossen Wintringer dieselbe Vergünstigung nicht zu Theil wurde. So schnell die Pferde nur laufen konnten, wurde diese Nachricht am Flusse aufwärts verbreitet, an der ganzen Ohio Seite herrschte die größte Aufregung. Indeß ging die Hinrichtung ohne Störung vorüber. In der Nacht nahm man zwei Bürger von Steubenville gefangen, welche auf Befragen bekannten, daß sie eben im Begriff gestanden hätten, den Fluß hinauf zu gehen, um ihre Kameraden zu benachrichtigen, daß ein Angriff nutzlos sein würde, weil die Stadt zu gut vertheidigt sei. Zwei der hiesigen Bürger begleiteten sie 2 Meilen weit bis zur Wohnung der Familie Long, wo sie neunzehn bis an die Zähne bewaffnete Personen antrafen, unter ihnen den Vater des Hingerichteten.

„Dieser, der Anführer der Bande, als er hörte, wie die Sachen in der Stadt ständen, gab die Hoffnung auf und überlieferte seine Pistolen in die Hände der Bürger. Er bekannte seinen Vorsatz, erklärte aber, daß er jetzt keine weiteren Schritte thun würde, da er sie für nutzlos halte.

„Der übrige Theil der Nacht verfloß ohne Störung.“

Die Ermordung mancher Gegner der Skla=verei, so wie die Verfolgung und Mißhandlung anderer, während des heftigen Streites über die Frage, ob die Sklaverei in den südlichen Staaten der Union abgeschafft werden solle oder nicht, setze ich als bekannt voraus. Während meines Aufenthaltes in Amerika hatte nach errungenem Siege die Wuth der Sklavenbesitzer gegen die andere Partei etwas nachgelassen, doch mußte diese noch immer manche Mißhandlung dulden. Wo es auf Gewinn oder Verlust ankommt, schwei=gen bei dem Amerikaner gewöhnlich alle andern Rücksichten.

Hier muß ich noch etwas über das Boxen, eine wahrscheinlich durch das ganze Gebiet der nordamerikanischen Freistaaten verbreitete Sitte, sagen.

Hält sich jemand für beleidigt, dann fordert er den Gegner zum Fechten, wie es hier genannt wird, heraus. Nimmt dieser die Ausforderung an, so bildet sich in volkreichen Städten (anders wo hatte ich nie Gelegenheit, ein solches Schau=spiel mit anzusehen) augenblicklich um beide Kämpfer ein weiter Kreis, in den sich alle in der Nähe befindlichen Männer mit so viel Eifer und Theilnahme drängen, als ob das Wohl des Va=terlandes von dem Ausgange des Gefechtes ab=hinge. Nachdem die Gegner ihre Oberkleider,

öfters sogar das Hemd abgeworfen haben, gehen sie auf einander los und jeder sucht den andern durch Fauststöße oder Fußtritte auf den Unterleib oder durch Schläge auf den Kopf und in das Gesicht unfähig zum Kampfe zu machen. Ist einer der Streiter zu entkräftet, oder zu stark verwundet, um das Gefecht noch länger fortsetzen zu können, und bekennt er sich für überwunden, dann hat der Kampf ein Ende. Häufig sind beide, der Sieger sowohl als der Besiegte, so übel zugerichtet, daß sie nach Hause getragen werden müssen. Sehr auffallend war mir während meines Aufenthaltes in den nordamerikanischen Freistaaten die große Anzahl der Einäugigen, welche ich in diesem Lande und besonders um St. Louis erblickte. Theils mögen sie wohl das eine Auge beim Boxen durch Fauststöße eingebüßt haben; theils aber auch durch Fußtritte, da sehr häufig ein Kämpfer den andern, nachdem er ihn zu Boden geworfen hat, mit dem Absatze des Stiefels in die Augen tritt.

Ehe ich auf einen andern Gegenstand übergehe, wird es passend sein, den durch die Darstellung der verschiedenen, dem Einwanderer drohenden Beschwerden und Gefahren unterbrochenen Faden der Erzählung wieder aufzunehmen und auf die Schilderung von der Lage der Handarbeiter in St. Louis noch einige Bemerkungen

über verschiedene andere Stände und das gegenseitige Verhältniß derselben folgen zu lassen, und zwar halte ich es für passend, mit dem Kaufmannsstande, als dem zahlreichsten, zu beginnen.

Einige bedeutende deutsche Handelshäuser, unter denen ich die von Karstens und Schütze, Heisterhagen, Benzen et Comp., als die angesehensten nenne, machten in früheren Zeiten gute Geschäfte und versahen selbst bis in beträchtliche Ferne viele geringere Kaufleute mit Getränken, Colonial- und andern Waaren. Doch erlitten alle diese Häuser in der letzten Zeit meines Aufenthaltes bei St. Louis durch die vielen Bankerotte, besonders in New-Orleans, große Verluste. Sehr gute Geschäfte machten die Herren Wolff und Hoppe, welche nur mit deutschen Waaren handeln, aber von diesen eine solche Mannigfaltigkeit in ihrem Lager vereinigen, daß man nicht leicht einen gesuchten Gegenstand darin vermissen wird. Die Anzahl der geringeren deutschen Krämer und Groceristen ist fast zu groß, so daß schon, ehe die allgemeine Stockung im Verkehr eintrat, nicht wenige von ihnen zu Grunde gingen. Zahlreich waren auch die von Deutschen gehaltenen Gasthäuser, von Nordhofs elegantem Hotel in der Mainstreet, wo der Preis wöchentlich 5 Dollars betrug, bis auf die geringen Her-

bergen herab, in welchen man doch nicht für weniger als 2½ Dollar die Woche hindurch Wohnung und Kost haben konnte. Der Gewinn, welchen sowohl Kaufleute, als Wirthe an ihren Waaren nehmen, ist sehr groß. Uebrigens können sie auch nur auf diese Weise bestehen. Denn sie wohnen mehrentheils zur Miethe und diese ist fast unglaublich hoch. So mußte der Kaufmann Wolff für das untere Stock eines mittelmäßigen, nicht einmal in der Hauptstraße gelegenen Hauses jährlich 600 Dollars zahlen. Wirthe müssen noch außerdem jährlich für die Erlaubniß, Getränke auszuschenken, 75 Dollars an den Staat entrichten. Daher sind alle geistigen Getränke ohne Ausnahme, welche man in Gasthäusern erhält, ungemein schlecht und theuer. Alle Arten von Weinen, Rum, verschiedene Arten von Branntweinen, der elende, gewöhnlich aus Mais gebrannte Whisky, welcher bei weitem nicht dem deutschen Korn-, wohl nicht einmal dem Kartoffelbranntwein an Güte gleich kommt, sind so widerliche und der Gesundheit nachtheilige Gemische, daß man glauben sollte, es müßten in einem Lande, wo man bessere Getränke entweder gar nicht, oder nur zu sehr hohen Preisen erhalten kann, Mäßigkeitsvereine etwas ganz Ueberflüssiges sein. Für den besten Trank halte ich noch den Cider oder Obstwein, das Lieblingsge-

tränk der Eingebornen englischer Abkunft. Manche von diesen haben jedoch dadurch, daß sie beim Umgange mit Deutschen und Engländern deren Beispiel nachahmten, Geschmack am Genusse des Bieres zu finden gelernt, das in zwei großen Brauereien in St. Louis von recht guter Beschaffenheit zu haben ist.

Die Menge der Aerzte in dieser Stadt, welche ihre Arzneimittel selbst zu bereiten und auszugeben pflegen, war so groß, daß viele von ihnen gar keine Beschäftigung hatten. Pfuscher und Quacksalber sind besonders zahlreich, denn im Missouristaate steht es jedem frei, als Arzt aufzutreten, ohne daß er eine Prüfung seiner Kenntnisse in der Heilkunde zu bestehen braucht. Wehe aber, dreimal wehe dem unglücklichen Kranken, der in die Hände solcher Blutegel geräth! Manche unter ihnen scheinen kein anderes Arzeneimittel zu kennen, als Quecksilber, das sie ohne Unterschied bei jeder Krankheit in großen Gaben anwenden. Dieses Gift wirkt, wenn der Kranke ja so glücklich ist, durch seine starke Natur dem häufig dadurch verursachten Tode zu entgehen, wenigstens höchst zerstörend auf den Körper. Denn Speichelfluß, Ausfallen der Zähne, hartnäckige Geschwüre und andere durch den Gebrauch des Quecksilbers erzeugte Krankheitsfälle kommen häufiger in Amerika vor, als in irgend einem andern

Lande. Nun sollte man wenigstens glauben, daß dergleichen Quacksalber sich mit geringem Lohne für ihre verderblichen Bemühungen begnügen würden. Keineswegs! Vielmehr fordern eben sie ganz unmäßige Summen, von denen jedoch häufig von dem Schuldner ein ansehnlicher Theil mit ihrer Bewilligung abgezogen wird.

Unter den in St. Louis befindlichen deutschen Aerzten habe ich einige tüchtige, in ihrem Fache recht geschickte Männer kennen gelernt, von denen besonders der Dr. Gempp, früher Leibarzt beim Fürsten von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf, erwähnt zu werden verdient.

Dieser Mann wird von einem falschen Freunde, Namens J., durch dessen reizende Schilderung von Amerika überhaupt und von seiner eigenen gewinnreichen und glänzenden Lage in diesem Lande insbesondere, dahin gelockt, und nimmt noch elf Personen aus seiner Gegend mit sich, für welche er zum Theil die Reisekosten auslegt. Den Schwager des Doctors hat J. schon vor einigen Jahren von Deutschland aus mit sich nach Illinois genommen, wo er dafür, daß J. die Reisekosten für ihn bezahlte, drei Jahre lang auf dessen Landgute, ohne Lohn zu erhalten, arbeiten muß. Man hätte wenigstens denken sollen, J. würde diesen Jüngling, einen nüchternen, sehr fleißigen und tüchtigen Arbeiter, gut behandeln;

da die ganze Summe der für ihn ausgelegten Reisekosten sich wohl nicht über 100 preußische Thaler belaufen mochte, was bei weitem weniger ist, als ein fleißiger Knecht in Amerika in einem Jahre zu verdienen pflegte. Statt dessen mußte der Unglückliche, besonders anfangs, häufig körperliche Mißhandlungen von seinem niedrig gesinnten und rohen Gebieter erdulden. Jetzt führt der Dr. Gempp, welcher natürlich von J.'s Bosheit durchaus keine Ahndung hat, diesem auch noch seine Schwägerin, ein niedliches Mädchen von 9 Jahren, und deren Eltern zu. Die Kleine muß dem J., zum Ersatz für die von ihm vorgeschossenen Reisekosten, bis in ihr 18tes Jahr unentgeltlich dienen. Für die Reisekosten der Eltern, welche sich auf ungefähr 300 Thaler beliefen, behauptete Dr. Gempp, habe J. zu stehen versprochen, doch sich später geweigert, sie zu ersetzen, wozu' er ohnedem bei seiner Dürftigkeit nicht die Mittel gehabt hätte. Unter der Reisegesellschaft befand sich auch ein schönes, gebildetes und nicht armes Mädchen, welches ein heirathslustiger Freund J.'s durch die glänzendsten Vorspiegelungen herübergelockt hatte. Die Täuschung mußte jedoch bald schwinden, und der entlarvte Betrüger, ein Tischler von Profession, hatte die Kränkung, daß ihm seine List nichts half, indem die Jungfrau nicht ihn, wie er

gehofft hatte, sondern einen braven in St. Louis ansässigen Schweizer heirathete.

Vielen Spaß machte mir nach meiner Rückkehr in die Heimath die Vergleichung der schriftlichen Aufschneidereien beider Freunde, die zwar zum Theil etwas Wahres enthielten, aber doch in einem ganz andern Sinne, als es der Leser ahnden konnte. So hatte z. B. der Tischler geschrieben, er wäre ein großer Mann in Amerika und führe in einem von vier Pferden gezogenen Wagen. Allerdings that er dies, aber nicht als Besitzer dieses Fuhrwerkes, sondern als Musikant bei einer umherziehenden Sammlung wilder Thiere. Jener aber hatte seinem Bruder, einem höchst achtbaren und von ihm ganz verschiedenen Manne, gemeldet, ich hätte mich deswegen entschlossen die Landwirthschaft aufzugeben, weil ich nicht vermögend gewesen wäre mit seinen vier Pferden zu fahren. Diese Behauptung war vollkommen der Wahrheit gemäß, denn er hatte zwar während meines Aufenthaltes bei ihm vier Pferde, von denen aber nur eins zum Fahren gebraucht werden konnte, da von den übrigen das eine lahm war, das andere vor kurzem gefohlt hatte und das dritte eben im Begriffe stand zu fohlen.

Denke dir nun, lieber Leser, das Schrecken des guten Doctors, der, wähnend nach der langen und beschwerlichen Reise endlich im sichern Hafen

angelangt zu sein, sich in allen seinen Erwartungen auf das Grausamste betrogen sehen muß. Statt, wie er hofft, ein wohnliches Haus zu finden, das ihm und seinen elf Reisegefährten Schutz und Obdach gewähren soll, erblickt er eine elende, roh aus Baumstämmen errichtete Hütte. Die Zwischenräume zwischen den Blöcken, einst mit Lehm ausgefüllt, dienen jetzt zahllosen Ratten, die hier ihre Wohnung aufschlugen, zum Aufenthaltsorte und Durchgange. Der Kamin, von denselben beschwerlichen Gästen unterwühlt, droht den Einsturz und macht den Aufenthalt in seiner Nähe gefahrvoll. Es wird Abend, man zündet Feuer an, um die Mahlzeit aus Maisbrod und Speck zu bereiten. Aus der vielfach durchlöcherten Wand schauen überall weit hervorstehende, gierige Augen nach den dampfenden Speisen. In den langen, seitwärts am Kamine sich hinziehenden Löchern erblickt man die hin- und hergehenden Ratten. Voll Ungeduld harren sie des Augenblicks, wo ihnen nach ausgelöschten Lichtern vergönnt sein wird, ihr Wesen frecher zu treiben und sich an dem Menschen für den Zwang, welchen sie sich, so lang er wach und schlagfertig war, anthun mußten, zu rächen. Jetzt erscheint er. Die frugale Abendmahlzeit ist verzehrt, die noch im Kamine glimmenden Kohlen sind mit Asche bedeckt und die ermüdete Gesell-

schaft hat sich, theils in der Wohnstube, theils auf dem Boden des Hauses in Gruppen niedergelegt, um der lang entbehrten Ruhe endlich einmal ungestört zu pflegen. Vergebliche Hoffnung! Zahllose Schaaren hungriger Ratten stürzen jetzt aus allen Wänden hervor auf die zu Boden gefallenen Brocken und jagen einander beißend und quiekend im Zimmer umher. Noch hoffen die Fremdlinge, daß ihre Feinde nach vollbrachtem Schmause in ihre Löcher zurückkehren und ihnen wenigstens eine kurze Frist zur Erholung lassen werden; aber auch diese Hoffnung erweist sich als trügerisch, und immer noch ist die Qual der unglücklichen Gäste im Steigen begriffen. Denn sobald sich ihre ermüdeten Augen zum erquickenden Schlafe schließen wollen, rennen Schaaren von Ratten über ihr Gesicht, verscheuchen den lieblichen Schlummer, der sie für Augenblicke ihres Elendes vergessen machen wollte, und versetzen sie zurück in die traurige Wirklichkeit.

So war das Paradies beschaffen, dessen Schilderung in Herrn S.'s Briefen so manchen seiner leichtgläubigen Landsleute entzückt und in das vorgespiegelte Eden gelockt hatte. Wenn es aber wahr ist, daß Himmel und Hölle an einander grenzen, dann war es ja wohl kein Wunder, daß der gute Herr S. bei seiner lebhaften

Einbildungskraft beide verwechselte und seinen Freunden ein Bild von jenem vorzauberte, da doch eine treue Darstellung dieser gewiß keine unpassende Vorstellung von seinem verfallenen Rattenneste erweckt haben würde. Doch hatte der brave Doctor nicht das Glück, das Passende dieser Vergleichung in seiner ganzen Ausdehnung kennen zu lernen. Dazu müßte er, wie ich, seinen Aufenthalt im Winter in der Hütte genommen haben, wenn der schneidende Nordwind durch die zahllosen Löcher in den elenden Wänden pfiff, oder der Regen und Schnee hineinstürmte. Oefters ließ sich dann nicht einmal wegen Feuersgefahr in dem von Ratten unterwühlten und ringsum beschädigten Kamine Feuer anmachen. Oder er hätte den liebenswürdigen J. im häuslichen Negligee beobachten müssen, wie er das zur Abtragung von Schulden erforderliche Geld nicht aufzutreiben wußte, wie er vom Morgen bis zum Abend schwor und fluchte, seine Nachbarn verleumdete, oder mit seiner Frau zankte, und dann sehen, wie beide am Abende, nach beendigtem Streite, vor dem Schlafengehen, freundlich, wie zwei Katzen neben einander am Feuer saßen. Wahrlich! selbst bei nicht all zu lebhafter Einbildungskraft konnte man sich in eine Menagerie versetzt glauben.

Doch wozu diese Skizze noch weiter ausmalen. Auf den verständigen Leser wird sie hoffentlich so schon einen Eindruck machen, stark genug, um ihn zu bewegen, künftig die allzureizenden Schilderungen trügerischer Auswanderer mit etwas mißtrauischem Auge zu betrachten, und sich nicht dadurch, wie manche Andere vor ihm, zu voreiligen Schritten verleiten zu lassen. Gewiß gehörte aber unser würdiger Doctor zu diesen verständigen Männern, denn durch das Geschehene gewarnt, war er scharfsinnig genug, um den Endzweck von J.'s Anerbietungen zu erkennen. Dieser wollte ihm nämlich 40 Acker unbebautes Feld von den seinigen, ohne dafür Pacht zu verlangen, zur Urbarmachung und um darauf ein Haus zu erbauen, überlassen. Der Doctor schloß jedoch sehr richtig, daß die Urbarmachung und Einzäunung dieses Landes weit mehr kosten würde, als die davon zu erwartende Ernte einbringen dürfte, daß es dem Herrn J. sehr erwünscht sein müßte, statt des alten Rattennestes ein neues Haus zu erhalten, daß er aber aus Mangel an Geld ein solches nicht erbauen könne, und bedachte nebenbei, daß der Grund und Boden Herrn J. zugehörte, und daß dessen Schwiegervater ein Winkeladvocat war. Durch alle diese Betrachtungen bewogen, lehnte er den Antrag ab, begab sich nach St. Louis, errichtete daselbst eine Apotheke

und erwarb sich bald durch Geschicklichkeit und Billigkeit einen solchen Ruf unter seinen Landsleuten, daß er wohl jetzt der ausgezeichnetste deutsche Arzt in St. Louis sein dürfte.

Nachdem ich im Vorhergehenden das Wichtigste, was mir über die Lage anderer Stände in St. Louis und im Missouristaate überhaupt bekannt wurde, mitgetheilt habe, kann ich nicht umhin, noch einige, theils den Lehrstand im Allgemeinen, theils die Geistlichen und Schullehrer besonders betreffende Bemerkungen hinzuzufügen.

Hätte ich über Deutschland geschrieben, dann würde ich bei Aufzählung der Stände den Gelehrtenstand, sowohl wegen der Menge seiner Mitglieder, als auch wegen der ihnen gezollten Achtung, mit zuerst genannt haben. Im Missouristaate dagegen kann er nur den letzten Platz einnehmen. Ja, will man sich streng an den Ausdruck halten, so finden Gelehrte, als solche, dort gar keine Anstellung. Gleichwohl habe ich mich dieses Wortes bedienen zu müssen geglaubt, um den in Deutschland lebenden Lesern verständlich zu werden, bemerke aber dabei, daß ich unter dem Gelehrtenstande hier alle diejenigen begreife, denen man in Deutschland diesen Namen beilegt, als Geistliche, Schullehrer, Rechtsgelehrte u. s. w., obgleich in Missouri von allen diesen Ständen so wenig wissenschaftliche Kenntnisse verlangt wer-

den und ihre Thätigkeit so auf das Praktische gerichtet ist, daß der Ausdruck eigentlich nicht ganz passend erscheint. Denn alte Sprachen sowohl, als alle vom Alterthume handelnden Wissenschaften, deren Kenntniß man in Deutschland dem Gelehrten für unentbehrlich achtet, werden dort ganz und gar nicht geschätzt. Ja, ein Geistlicher auf dem Lande, der gewöhnlich zugleich den Schulmeisterdienst mit versieht, bedarf außer einiger Kenntniß der Bibel, des Lesens, Schreibens und Rechnens, keiner wissenschaftlichen Bildung.

Die deutschen Gemeinden in St. Louis, Protestanten sowohl als Katholiken, haben jede ihren eigenen Prediger, den jene selbst wählen, aber auch nach Belieben wieder absetzen können. Von den protestantischen Geistlichen lernte ich zwei kennen. Derjenige, welcher zur Zeit meiner Anwesenheit die Stelle verwaltete, nannte sich Kopf, gab vor, er habe als Demagog flüchten müssen und der König von Baiern hätte in früherer Zeit tausend Gulden auf seinen Kopf gesetzt, was mir um so unwahrscheinlicher vorkam, da er eben im Begriff stand, nach Rheinbaiern, seinem Geburtslande, zurückzukehren. Die Erlaubniß dazu war ihm seiner Angabe nach gegen eine Caution von 25,000 Gulden ertheilt worden. Ungeachtet seines jugendlichen Alters, er mochte ungefähr

30 Jahre zählen, litt er an völliger Blindheit, zu welcher, wie er vorgab, übermäßige Strapazen und Erkältung auf einer Reise in die rocky mountains (das Felsengebirge) den Grund gelegt haben sollten. Uebrigens war er ein gebildeter, kenntnißreicher und unterhaltender Mann. Bei Gelegenheit einer Trauung, die er in unserm Hause verrichtete, lernte ich ihn zuerst kennen. Eine Hochzeit macht in Missouri wenig Umstände. Sobald die Parteien einig sind, brauchen sie nur zum Squire (Ortsrichter) zu gehen und ihm vor Zeugen ihre Absicht, sich zu verehelichen, anzuzeigen. Vor ihm wird die ganze Sache abgemacht und ihm werden die Hochzeitsgebühren entrichtet. Damit ist die Ehe geschlossen, und zu ihrer Gültigkeit hält man die kirchliche und priesterliche Weihe keineswegs für erforderlich. Doch entbehren die Deutschen diese in der Regel nur ungern und lassen sich gewöhnlich, dem vaterländischen Gebrauche gemäß, von einem Prediger trauen.

Auch in anderer Rücksicht sind die Sitten und das Benehmen eingeborner Amerikaner von verschiedenem Geschlechte gegen einander von den in Deutschland üblichen sehr verschieden. Selbst der gemeine Amerikaner benimmt sich öffentlich gewöhnlich mit vielem Anstande und großer Zurückhaltung in Gesellschaft von Frauen, und daß diese sich bemühen werden, ihn in beiden Eigen-

schaften wo möglich noch zu übertreffen, bedarf wohl keiner Erwähnung. Daher kann ein mit diesen Sitten unbekannter Deutscher auf dem Lande (in der Stadt hatte ich nämlich weniger Gelegenheit, Beobachtungen in amerikanischen Familien anzustellen) leicht gegen die Höflichkeit verstoßen und sich eine derbe Zurechtweisung zuziehen, wenn er z. B. einem Mädchen den Arm bietet. Hier ist wohl überhaupt die Absonderung zwischen beiden Geschlechtern noch weit größer, als sie in den Städten zu sein pflegt. Es schien mir in den Gesellschaften angesehener amerikanischer Landleute, zu denen ich häufig eingeladen wurde, durchaus Sitte zu sein, daß die Männer die gegenwärtigen Frauen gar nicht zu bemerken affectirten, dieselben beim Eintritte kaum begrüßten, und sich dann nur mit einander, nie aber mit jenen unterhielten. Daß man übrigens in Amerika nur mit Worten grüßt und vor niemand, selbst nicht vor dem Präsidenten, den Hut abnehmen darf, wenn man nicht lächerlich werden will, setze ich als bekannt voraus.

Bei den höheren Ständen findet öffentlich dasselbe Verhältniß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte statt. Daß auf den Dampfschiffen die Frauen eine abgesonderte Kajüte bewohnen, habe ich schon bemerkt. Eben so saßen auf der Eisenbahn zwischen Philadelphia und

Baltimore die vielen mitreisenden, zum Theil sehr hübschen Damen alle abgesondert von den Männern in der Mitte des Dampfwagens beisammen. Dieselbe Absonderung bemerkte ich auf dem Eilwagen. Zwei Damen nahmen den besten Platz allein in Beschlag, während wir bedauernswerthen Männer ihrer Unterhaltung entbehren und auf den übrigen Sitzen so zusammengepreßt ausharren mußten, daß wir uns kaum zu rühren vermochten. Viel zusammen gesprochen wird in solchen Fällen überhaupt selten von beiden Geschlechtern, worüber jedoch die Frauen um so weniger Ursache haben sich zu beklagen, weil ihnen in jeder andern Rücksicht mit der größten Achtung begegnet wird. Immer nehmen sie während der Mahlzeit die obersten Plätze an der Tafel ein, und beliebt es ihnen, zu spät zu kommen, so muß sich die ganze Gesellschaft bequemen, auf sie zu warten. Der glückliche in ihrer Nähe sitzende Amerikaner, der sonst bei Tische ohne Umstände zuzulangen und sich um den Nachbar gar nicht zu bekümmern pflegt, wird jetzt auf einmal höflich und bedient sich nie, bevor er der Nachbarin die in seiner Nähe stehenden Schüsseln angeboten hat. Auf gleiche Weise wird der Amerikaner in allen vorkommenden Fällen die Frauen mit der größten Achtung und dem feinsten Zartgefühl behandeln. Gewiß einer der

schönsten Züge seines Charakters! Uebrigens verleitet diese große Nachgibigkeit der Männer doch zuweilen die Damen, ihnen Geschäfte aufzutragen, die sich eher für Frauen, als für Männer passen. So begegnete es mir einigemale, daß mir Frauen meiner Freunde, wenn ich mit ihnen in Gesellschaft eines oder mehrerer der Männer ausritt, um einen Nachbar zu besuchen (die Amerikanerinnen reiten nämlich alle), ein Kind in den Arm steckten. Zwar hätte ich solche Commissionsartikel gern ausgeschlagen, zumal da ich besorgte, sie unterwegs zu verlieren, wagte es aber doch nicht, weil ich bemerkte, daß die übrigen Gesellschafter sie ebenfalls geduldig anzunehmen pflegten.

Doch es wird endlich Zeit, mich von meiner angenehmen Gesellschaft zu trennen und zu den Predigern zurückzukehren.

Von diesen sorgte der zweite (Namens Korndörfer) treulich, nicht nur für die Seelen, sondern auch für die Körper seiner Gemeinde. Denn nachdem er etwa ein Jahr lang die Predigerstelle bei der protestantischen Gemeinde in St. Louis bekleidet hatte, gab er sie auf und wurde zuerst Gastwirth und dann Kaufmann. Leider bin ich zu wenig mit seiner früheren Lebensgeschichte bekannt, um angeben zu können, was er vor Uebernahme des Predigtamtes für Geschäfte getrieben hat. Daß sie aber von seinen späteren ganz ver-

schieden gewesen sein mögen, bezweifle ich gar nicht, und überhaupt ist ein solcher Wechsel des Berufes in Amerika sehr häufig. Kein Stand genießt dort größeres Ansehen, als der andere, so daß jeder den seinigen verwechseln kann, ohne dadurch in der öffentlichen Achtung zu verlieren; und da zu allen vortheilhaften Geschäften sich gewöhnlich bald eine große Menge von Mitbewerbern drängt und sie verschlechtert, sehen sich viele genöthigt, den gewohnten Beruf aufzugeben, und mit Schaden einen andern zu erlernen.

Daß die Prediger auf dem Lande zugleich Schullehrer sind, habe ich schon früher bemerkt. Jeder deutsche Landmann würde gewiß sehr wohl thun, wenn er seine Kinder in eine englische Schule schickte, wo sie den Vortheil genießen, außer Lesen, Schreiben und Rechnen, auch noch die englische Sprache zu erlernen. In St. Louis ist vor kurzem aus Beiträgen vieler Bürger dieser Stadt eine deutsche Elementarschule gegründet worden, die, wie es hieß, recht guten Fortgang hatte. Es war bei meiner Abreise nur ein deutscher Lehrer daran angestellt, welcher jährlich 400 Doll. erhielt, doch sollte später auch noch ein Amerikaner als Lehrer der englischen Sprache angestellt werden, was jedoch wegen des allgemeinen Geldmangels vors erste wohl noch unterbleiben wird.

Beiläufig bemerke ich hier, daß bei St. Louis unter Leitung der Jesuiten eine Erziehungsanstalt, das sogenannte College, existirt, welchem wohlhabende Eltern katholischen Glaubens selbst aus großer Entfernung ihre Kinder zusenden.

In St. Louis sind mehrere recht hübsche Gotteshäuser, doch übertrifft die katholische Kirche daselbst alle andern bei weitem an Schönheit. Auf dem Lande dagegen erinnere ich mich nicht, auch nur eine einzige Kirche, weder in der Nähe von St. Louis, noch anderwärts gesehen zu haben. Das erste beste Haus wird im Nothfalle ausgeräumt, um den Frommen zum Versammlungsorte zu dienen. Nie in meinem Leben habe ich wohl so viel von der Kälte zu leiden gehabt, als am Weihnachtstage des Jahres 1836 in einer solchen Versammlung, welche in einem elenden Blockhause in Illinois statt fand. In der strengsten Kälte und bei schneidendem Nordwinde mußte ich einen Weg von 2½ Meile zurücklegen, ehe ich dahin gelangte. Die Hausthür stand während der ganzen Dauer des Gottesdienstes offen. Im Kamin brannte zwar ein spärliches Feuer, allein die in der Kirche befindlichen Frauen hatten es so umringt, daß nur sehr wenig von der Wärme zu uns Männern gelangen konnte. Und dennoch, sollte man es für möglich halten! währte die Rede des Methodisten-Predigers 3 volle Stunden,

ohne daß jedoch dabei auch nur mit einer Silbe des Weihnachtsfestes erwähnt worden wäre.

Zum Beschluß nenne ich hier noch zwei ausgezeichnete und um St. Louis verdiente Männer. Der erste ist der Dr. Engelmann, bekannt durch seine gründlichen Kenntnisse, namentlich in dem naturgeschichtlichen Fache, und durch das unter seiner Redaction in Heidelberg erscheinende Journal, das Westland. Der zweite ist der Dr. Weber, Herausgeber der in St. Louis erscheinenden deutschen Zeitung, welche, nebst der in Philadelphia erscheinenden alten und neuen Welt, für die beste in dem ganzen Umkreise der vereinigten Staaten gilt.

Deutsche Doctoren habe ich, außer Herrn Engelmann, in St. Louis nicht kennen gelernt, desto größer ist aber die Anzahl der amerikanischen.

Abschnitt IV.

Beschreibung der Umgegend von St. Louis und der merkwürdigsten daselbst wildwachsenden Bäume und Gesträuche. Veredeltes Obst, wilder Wein, Brombeeren, Erdbeeren, Blumen. Vierfüßige wilde Thiere, Vögel, Schlangen, Insecten. [illegible] und [illegible].

Von St. Louis begab ich mich, sobald mein Geschäften etwas ausgeglichen hatte, auf das

heitern. Der Werth des Umganges mit rechtlichen und gebildeten Freunden kann aber wohl nirgends tiefer, als in fremden Welttheilen empfunden werden, wo man durch große Strecken Landes und durch noch größere Wasserflächen von allen Verwandten und Freunden getrennt und oft nur auf sich selbst beschränkt ist. Je glücklicher ich mich aber damals in diesem Umgange fühlte, um so schmerzlicher mußte ich ihn später entbehren, als mich das Unglück traf, in Illinois mit einem habsüchtigen, rohen, gemeinen und boshaften Menschen zusammen leben zu müssen.

Doch genug von meinen eigenen Verhältnissen, da ich die wichtigere Aufgabe zu lösen habe, auf eine flüchtige Skizze der Umgegend von St. Louis und der daselbst vorkommenden Pflanzen und wilden Thiere eine kurze Beschreibung der amerikanischen Landwirthschaft folgen zu lassen. An einer weitläuftigen und gründlichen Darstellung der Betreibung des Ackerbaues in Amerika würde ich mich nämlich selbst dann nicht versuchen, wenn ich meine Kräfte der Aufgabe gewachsen wüßte. Denn der Auswanderer, sei er Handarbeiter oder Gelehrter, muß den Ackerbau praktisch erlernen, wenn er ihn mit Vortheil betreiben will, und selbst der deutsche Bauer hat in jenem Lande viele neue Kenntnisse zu erwerben, weil dort nicht nur die in seinem Vaterlande vorkom-

menden Feld- und Gartenfrüchte, sondern noch manche andere gebaut werden, die er früher entweder gar nicht, oder nur dem Namen nach kannte, und weil selbst die bei uns einheimischen Gewächse in Amerika häufig eine von der bei uns eingeführten sehr verschiedene Behandlung bedürfen. Er wird aber zuverlässig weit mehr Vortheil haben, wenn er diese von einem tüchtigen Landmanne praktisch erlernt, als wenn er sich aus Büchern damit bekannt zu machen sucht. Zugleich genießt er in jenem Falle noch den Vortheil, daß ihm sein Lehrer, wenn er nur nach Kräften in dessen Wirthschaft behülflich sein will, gewiß selten etwas für Wohnung und Kost abverlangen wird. Ja vielleicht vermag dann der Gehülfe, statt seine Zeit mit nutzlosem Grübeln, oder Zeit und Geld kostenden Versuchen hinzubringen, einen hübschen Lohn zu verdienen. Dagegen scheint eine allgemeine Ansicht der Sache nicht überflüssig, weil es dadurch dem Auswanderungslustigen möglich wird, Vergleichungen zwischen der Betreibung des Landbaues in seiner jetzigen Heimath und in dem dazu von ihm ausersehenen Lande anzustellen, und sich dadurch in seinem Entschlusse, auszuwandern, entweder zu befestigen, oder ihn aufzugeben.

Die Umgegend von St. Louis auf der Missourseite besteht größtentheils aus niedrigen, theils

mit schwachen Bäumen, theils mit Buschwerke bestandenen Hügeln. Daß daselbst an Brennholz, ungeachtet nur wenig Land urbar gemacht ist, großer Mangel herrscht, schreibt man dem Leichtsinne und der Holzverschwendung der früher in dieser Gegend ungestört hausenden Franzosen zu. Von den Bäumen sind Eichen in den Waldungen am zahlreichsten. Sie sind, abgesehen davon, daß man sie zum Häuserbau benutzt, und mit den daraus gespaltenen Riegeln die Felder einzäunt, auch für den Landmann noch dadurch höchst wichtig, daß ihre Früchte den vielen frei umher laufenden Schweinen zur Nahrung dienen. Eine nicht weniger vortheilhafte Mast lieferen diesen auch die Haselnüsse, welche im verflossenen Jahre in fast unglaublicher Menge an den Büschen hingen, mit denen ein großer Theil der Umgegend von St. Louis bedeckt ist. Sie kommen an Größe den unsrigen ungefähr gleich, doch ist der Kern, wegen der im Innern befindlichen, durch die harte Schale gebildeten Abtheilungen etwas kleiner als von diesen, auch schienen sie mir nicht ganz so schmackhaft. Wegen des vielen in ihnen enthaltenen Oeles würden sie aber mit großem Vortheil zur Gewinnung desselben benutzt werden können. Die welschen in der Nähe von St. Louis von mir genossenen Nüsse fand ich ebenfalls nicht so wohlschmeckend,

als die aus dem südlichen Deutschland in meine Heimath eingeführten. Auch der Sassafraß ist häufig und seine Früchte dienen besonders dem gelbgeflügelten Spechte und der Wandertaube zur Nahrung, die man beide zur Zeit der Reife in großer Menge dabei schießen kann. Außer den genannten Holzarten ist noch der Hickory (Juglans alba, zum Geschlechte der welschen Nußbäume gehörig) zu erwähnen, welcher besonders zu Arbeiten, die zähes und biegsames Holz erfordern, gebraucht zu werden pflegt. Doch würden diese und viele andere Holzarten, welche in der Gegend von St. Louis wachsen, wie ich schon früher bemerkte, nicht den nöthigen Brennstoff liefern, wenn nicht glücklicher Weise vor einigen Jahren ein reicher Vorrath davon in den ausgedehnten Steinkohlenlagern entdeckt worden wäre, welche in einer Entfernung von ungefähr 4 Meilen jenseits St. Louis ihren Anfang nehmen. Auch Kalk und guter Thon zu Backsteinen wird dicht bei St. Louis gefunden.

In den mit grobem Grase bedeckten und in der schönen Jahreszeit mit vielen zierlichen Blumen, unter andern auch mit der stolzen Georgine geschmückten Niederungen schleichen schlammige Bäche und Flüßchen langsam dahin. Diese überschwemmen im Winter nicht selten die angrenzende Landschaft, und unterbrechen, da für Ver-

besserung der Wege gar nichts gethan wird, entweder den Verkehr gänzlich, oder machen ihn doch äußerst schwierig. Von Sümpfen war zwar meine Wohnung überall umgeben, aber an reinlichen Seen und Teichen, eine der größten Zierden unsres Vaterlandes, war völliger Mangel, so daß ich während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes bei St. Louis kein Bad zu nehmen wagte, so sehr ich auch in dem heißen Klima das Bedürfniß dazu empfand. Denn jedesmal schreckte mich nicht nur der tiefe Schlamm, in dem ich zu versinken fürchtete, sondern auch die vielen mit einem lauten quiekenden Tone in das Wasser springenden Frösche davon zurück. Von Fischen finden sich nur kleinere Arten in diesen trüben Gewässern, mit deren Fange ich nur Neger und Kinder beschäftigt sah. Im Missippi dagegen gibt es zwei Arten großer Fische, den Buffalo und den Catfisch. Beide werden häufig auf dem Markte in St. Louis zum Verkaufe ausgeboten. Der Buffalo schien mir der vorzüglichere von beiden, und hat im Geschmacke etwas Aehnlichkeit mit unserm Karpfen, nur daß sein Fleisch weicher erscheint.

Unter den veredelten Obstbäumen, welche die Baumgärten bei St. Louis schmücken, ist der Apfelbaum bei weitem der wichtigste, theils weil er allein mehr Stämme zählt, als alle übrigen

zusammen genommen, theils aber auch, weil sich seine Frucht am besten hält und am vielfachsten benutzt wird. Meine Verwunderung war nicht gering, als ich kurz vor der neuen Obsternte noch überall in den Grocerien sehr wohl erhaltene Aepfel vom vorigen Jahre zum Verkaufe ausgelegt sah. Sachverständige versicherten mir, daß sich die Aepfel in Amerika weit besser hielten, als in Deutschland, und daß es nur einiger Vorsicht beim Brechen und Einpacken bedürfe, um sie bis zur nächsten Ernte vollkommen gut zu bewahren. Den Amerikaner gelüstet aber nicht blos nach dem Genusse der Aepfel in ihrem natürlichen Zustande, in dem er sie noch völlig unreif schon in der Mitte des Juni zu verzehren pflegt; sondern er bereitet sie auch auf mancherlei Weise zu. So fand ich sie auf recht gut besetzten amerikanischen Tafeln noch ganz unreif und ohne alle Zuthaten mit der Schale gekocht, aber von so widrig saurem Geschmacke, daß ich sie nicht zu essen vermochte. Dies wunderte mich um so mehr, weil der Amerikaner im Allgemeinen süße Speisen allen andern vorzieht. Weit wohlschmeckender fand ich eine Art Apfeltorte, die zwar zuweilen in der Stadt, weit öfter aber auf dem Lande bereitet wird. Uebrigens trocknet man die geschälten Aepfel ganz auf dieselbe Weise wie bei uns; und das Einmachen

derselben verstehen die amerikanischen Frauen gewöhnlich vortrefflich. Daß Aepfelwein der Amerikaner Lieblingsgetränk ist, habe ich schon früher erwähnt. Doch wird er nicht blos aus veredelten, sondern auch aus Holzäpfeln, deren es in der Nähe meiner Wohnung sehr viele gab, gebraut. Ja, den aus diesen bereiteten hält man sogar für den besten.

Birnbäume sah ich bei St. Louis nur in geringer Anzahl, auch fand ich daselbst die Anpflanzungen von Pfirsichbäumen bei weitem nicht so ausgedehnt als in Illinois. In diesem Staate gewinnt man nicht nur ein wohlschmeckendes Mus aus den Pfirsichen, sondern versteht auch sie in Honig einzumachen und zu trocknen, und hält den aus dieser Frucht gezogenen Pfirsichbranntwein für eins der angenehmsten Getränke. Kirschbäume finden sich hin und wieder in den Obstgärten, so wie in den Gemüsegärten Stachelbeer- und Johannisbeersträuche, deren Früchte besonders eingemacht und in Torten genossen werden. Der veredelte Weinstock wächst einzeln in Gärten und an Häusern. Seine Frucht ist von angenehmem Geschmack, wird aber nicht zur Weinbereitung benutzt. Auch der wilde Weinstock rankt in Wäldern und Gärten hier und da an Bäumen empor. Seine Trauben habe ich zwar nie gekostet, wohl aber in der Schweizernieder-

lassung in Illinois den daraus gekelterten Wein, oder vielmehr Essig. Von wilden Baumfrüchten ist die Persimone, eine an Größe und Farbe der Mispel nicht ganz unähnliche, drei Steine enthaltende Frucht, am schmackhaftesten. Siebzehn Meilen jenseits St. Louis sah ich ganze, aus wilden Pflaumenbäumen bestehende Waldungen, deren kleine, runde Früchte nicht übel schmeckten. Von wilden eßbaren Beeren bemerkte ich nur zwei Arten, nämlich die Brombeere und Erdbeere. Jene fand ich ungefähr von der Größe der schwarzen Maulbeere und ihr auch an Geschmack sehr ähnlich. Diese dagegen glich in jeder Hinsicht unserer Gartenerdbeere. Unter den wildwachsenden Blumen erkannte ich mehrere, auch in den Gewächshäusern Deutschlands eingebürgerte Arten, und ergötzte mein Auge im Herbste an den zierlichen, in der Nähe unseres Hauses in Menge wachsenden Astern.

Von den die Gegend bei St. Louis bewohnenden vierfüßigen wilden Thieren werde ich hier nur die vorzüglichsten nennen, muß aber dabei bemerken, daß der Jagdfreund sich wenig Hoffnung machen darf, in der Nähe dieser Stadt seine Leidenschaft zu befriedigen. Denn da es den Schießlustigen daselbst frei steht, in jeder Jahreszeit zu jagen: so sind die größern Wild-

gattungen schon jetzt fast gänzlich ausgerottet, und in kurzem dürften auch noch die letzten Ueberreste davon verschwunden sein. Sogar das geringere Wild nimmt schnell ab, und die kleinen, an Größe ungefähr unsern Kaninchen gleichkommenden Häschen werden so schonungslos verfolgt, daß nur ihre starke Vermehrung das Fortbestehen der Art möglich macht. Ein bei heiterer Witterung an Sonntagen die etwas entferntere Umgegend von St. Louis durchstreifender Fremdling kann fast nicht anders glauben, als daß entweder in seiner Nähe ein Gefecht geliefert, oder wenigstens ein Manöver von Truppen ausgeführt wird, so anhaltendes Gewehrfeuer umtönt ihn von allen Seiten. Doch glücklicherweise ist der Angriff nicht gegen Menschen, sondern nur gegen arme kleine Häschen gerichtet. Ein Glück wäre es noch für sie, wenn die Verfolgung nur den Herbst und Winter hindurch währte, im Frühlinge und Sommer dagegen, wie im deutschen Vaterlande, Hegezeit gehalten würde; aber daran ist nicht zu denken. Höchlich hat mich zuweilen das Verfahren meiner Landsleute empört, die öfters zur Belustigung der Amerikaner im Frühjahre in großen Schaaren mit verrosteten Flinten auszogen, um säugenden Häsinnen oder jungen Häschen kaum von der Größe einer ausgewachsenen Ratte das Lebenslicht aus-

zublasen. Der Amerikaner bedient sich nämlich selten einer Schrotflinte, sondern gewöhnlich einer langen Büchse, mit der er das nahe Ziel sehr sicher zu treffen pflegt. Schießt er dagegen nach fernen Gegenständen: so kann oft seine Büchse nicht einmal mit einer deutschen Flinte im Kugelschießen sich messen. Dies zu erproben, fand ich zuweilen dadurch Gelegenheit, daß einer meiner Hausgenossen Vergnügen daran fand, aus seiner guten Doppelflinte Kugeln in einen mehrere hundert Schritte von meiner Wohnung entfernten dicken Baum zu schießen. Die Amerikaner versuchten dann wohl dasselbe mit ihren Büchsen, was jedoch nicht immer gelang. Der Grund davon mag wohl darin liegen, daß die amerikanischen Büchsen ein ungemein kleines Caliber haben. Sie pflegen Kugeln zu schießen, von denen vierzig bis hundert und acht auf das Pfund gehen. Selbst um größere Thiere, Büffel, Bären u. s. w. zu erlegen, brauchen sie gern kleine Kugeln, die nach ihrer Behauptung bei gut angebrachtem Schusse weit wirksamer, als große sein sollen, weil das Thier an dem in der Wunde stockenden Blute ersticken müsse. Die kleinsten, kaum an Größe einer Erbse gleichkommenden Kügelchen werden besonders zur Eichhornsjagd verwendet. Diese wird nämlich von dem Amerikaner mit großem Eifer betrieben, theils

wegen des Schadens, den die Eichhörnchen in Maisfeldern anrichten, theils aber auch, weil ihr Fleisch, welches nicht wie das der deutschen Eichhörnchen von brauner, sondern von weißer Farbe ist, für sehr schmackhaft gilt.

Eine mir für den Jagdfreund ungemein wichtig scheinende Bemerkung, welche ich in keinem Buche über Amerika gelesen zu haben mich erinnere, mag hier einen Platz finden; diese nämlich, daß Schießpulver in St. Louis nicht nur höher im Preise steht, als bei uns (ein Pfund vom besten, das an Kraft mittelmäßiges deutsches nicht übertrifft, kostet mit der messingenen Büchse einen Dollar), sondern daß es auch die Schrotflinten, wegen seiner starken Vermischung mit Kohle, in kurzem verdirbt. Denn diese verunreinigt das Innere der Gewehre schon nach wenigen Schüssen und macht häufiges Ausputzen derselben nöthig. Die dadurch bewirkte Glätte des Laufes vermindert aber die tödtliche Wirkung des Schusses. Zum Beweise hiervon dient die nicht nur von mir allein, sondern auch von vielen meiner Bekannten gemachte Erfahrung, daß die unbrauchbar gewordenen Gewehre wieder tödteten, sobald wir sie mit gestoßenem Glase ausgeschossen hatten, was freilich den Lauf sehr angreift. Jeder Jagdfreund wird sich demnach vielen Verdruß ersparen, wenn er außer einer hinlänglichen Menge

Zündhütchen, die in Amerika sehr schlecht und theuer sind, auch das für seinen Gebrauch erforderliche Schießpulver mitbringt.

Außer einer ungefähr an Größe unserm Damwilde gleichkommenden Hirschart (Cervus virgin.), die sich von dem Edelhirsche besonders durch einen schlankeren Körperbau, längeren Schwanz, hellere Farbe und kürzere, glatte, weißliche, nach außen und dann wieder nach vorn und innen gebogene Geweihe unterscheidet, findet sich jetzt bei St. Louis kein größeres vierfüßiges Wild mehr. Dem Fleische dieser Hirsche nicht nur, sondern auch dem fast aller in Amerika von mir genossenen Wildarten, mangelt der, deutschen Waidmännern so angenehme, Wildgeschmack.

Größere Raubthiere sind in der Nähe von St. Louis ausgerottet, doch verläuft sich wohl zuweilen ein einzelner Prairiewolf bis in die nächsten Umgebungen der Stadt. Diese Art Wölfe (Canis latrans, Say) unterscheidet sich im Aeußern von der in Europa einheimischen nur durch ihre geringere Größe, doch sind sie dem Menschen so wenig gefährlich, daß ich mit Gewißheit kein Beispiel eines durch Prairiewölfe auf Menschen gemachten Angriffes erfahren konnte. Desto verderblicher sind sie aber für die Schweinezucht schon in manchen von St. Louis nicht weiter als sechzig Meilen entfernten Theilen des Missouristaates. Ja, in Illinois ver-

sicherte mir ein glaubwürdiger, nur dreißig Meilen von St. Louis wohnender Landmann, daß ihm die Wölfe von seinen dreihundert frei umherlaufenden Schweinen in einem Jahre den dritten Theil aufgefressen hätten.

Bären gibt es bei St. Louis gar nicht, und selbst in größerer Entfernung von dieser Stadt sind sie nur selten anzutreffen. Einer jedoch wurde im Winter des Jahres 1836 nicht weiter als funfzig Meilen von meinem Hause geschossen. Bei einem außerhalb der Stadt nach dem Arsenale zu wohnenden Fleischer sah ich zwei große an der Kette liegende Bären, von denen man mir versicherte, daß sie gemästet und dann geschlachtet werden sollten. Schwarz ist bekanntlich die Farbe des gemeinen amerikanischen Bären (Ursus americanus, Pall.), der ungefähr die Größe des europäischen hat und seine Nahrung größtentheils aus dem Pflanzenreiche bezieht.

Der Fuchs scheint in der Nähe von St. Louis selten zu sein, wenigstens sah ich keinen im Freien. Uebrigens glich der einzige in meiner Nachbarschaft erlegte sehr dem europäischen, und gehörte ohne Zweifel der Art an, die Desmarest Canis fulvus genannt hat.

Das Opossum (Didelphis virginiana, zu dem Geschlechte der Beutelratten gehörig) wird desto häufiger angetroffen. Von Farbe ist es graulich und an

Größe ungefähr einer Katze gleich. Die Jungen, deren Anzahl zuweilen auf sechzehn steigt, verlassen erst, wenn sie die Größe einer Maus erreicht haben, die von der Bauchhaut über den Eutern gebildete Tasche. Das Opossum hält sich gewöhnlich in hohlen Bäumen auf, doch erblickt man es auch nicht selten in der Nähe der Häuser, wo es Hühnern und deren Eiern nachstellt. Dem herannahenden Menschen pflegt es nicht auszuweichen, sondern bleibt ruhig sitzen und läßt sich todt schlagen, was jedoch bei seinem zähen Leben kein leichtes Geschäft ist. Die Amerikaner sind nach seinem außerordentlich fetten Fleische sehr lüstern und bezahlen gern ein ausgewachsenes Opossum mit einem viertel Dollar. Mir jedoch war das Thier hauptsächlich wegen seines einem Rattenzahle gleichenden Schwanzes so zuwider, daß ich mich nie entschließen konnte, von seinem Fleische zu kosten.

Der Waschbär (**Procyon Lotor**, engl. **Racoon**), etwas größer als das Opossum, ist diesem an Gestalt und Farbe ähnlich, nur daß die letztere etwas mehr ins Bräunliche fällt und die Schnauze stumpfer erscheint. Auch in Ansehung der Lebensweise haben beide Thierarten viele Aehnlichkeit mit einander, denn auch der Waschbär hält sich gern in hohlen Bäumen auf und stellt dem Geflügel nach. Sein Fleisch und Pelz sind von vorzüglicher Beschaffenheit.

Das Stinkthier (**Mephitis americana, Desm.**, engl. **Skunk**), so groß wie der Iltis, schwarz mit weißen Längestreifen, kommt selten am Tage zum Vorschein. Aus den unter dem Schwanze befindlichen Drüsen spritzt es im Zorne eine unglaublich stinkende Feuchtigkeit. Ein getödtetes verpestet durch seinen Gestank die ganze Umgegend. Ueber der Wohnung meiner Nachbarn hauste eins in einer Felsenspalte und vereitelte lange alle ihre Bemühungen, es zu vertreiben oder zu erlegen.

Die Zahl der kleinen, fast im ganzen Missouri- und Illinoisstaate in außerordentlicher Menge lebenden Hasen hat doch durch die unausgesetzte Verfolgung in der Nähe von St. Louis merklich abgenommen, zumal da selbst für den ungeübtesten Schützen ihre Erlegung nicht schwierig ist. Denn sie pflegen am Morgen und Abend auf den Wegen zu sitzen, und, selbst beunruhigt, selten sogleich in die Gebüsche zu flüchten, sondern sich erst eine Zeit lang vor denselben nieder zu setzen.

Das graue, schon im Vorhergehenden erwähnte Eichhörnchen ist etwas größer, als das bei uns einheimische, übrigens in seiner Lebensart diesem durchaus ähnlich. Der Jäger entdeckt seinen Aufenthalt am Morgen und Abend durch laute, dem Geschrei des Affen ähnliche Töne, die es zu diesen Tageszeiten erschallen läßt. Ungeachtet eine

zahllose Menge grauer Eichhörnchen die meisten Waldungen Nordamerikas belebt, trifft man sie doch bei St. Louis nur ziemlich einzeln an. Daher that mir dort ein kleines Wachtelhündchen durch sein Anschlagen unter jedem Baume, auf welchem ein Eichhorn saß, vortreffliche Dienste. Ueberhaupt würde die Jagd in Amerika weit mehr Nutzen und Vergnügen gewähren, wenn man bessere Jagdhunde in diesem Lande hätte. Zwar sprechen einige Schriftsteller von tüchtigen Jagdhunden im Missouristaate, doch kommen diese gewiß nur sehr einzeln vor; denn bei meinen vielen Wanderungen in Missouri und Illinois habe ich weder einen brauchbaren Hühner- noch Schweißhund angetroffen, die in den genannten Staaten, in welchen Hirsche und wilde Truthühner den Hauptgegenstand der Jagd ausmachen, gerade am unentbehrlichsten sind. Gewiß würde es für den Waidmann sehr vortheilhaft sein, dergleichen Hunde mitzubringen. Auch pflegen sie, einzelne Fälle ausgenommen, weder auf See- noch auf Dampfschiffen zurückgewiesen zu werden, wenn nur der Eigenthümer eine billige Vergütung für ihre Abwartung zahlen will. Amerikanische Jäger würden allerdings von Hühnerhunden keinen Gebrauch zu machen wissen, da sie nur mit der Büchse zu schießen verstehen. Desto bessere Dienste könnten ihnen dagegen die

Schweißhunde leisten, und vermögende Jagdliebhaber unter ihnen dürften wohl selbst eine bedeutende Ausgabe nicht scheuen, um sich einen solchen zu verschaffen.

Wanderratten werden in Amerika in noch weit größerer Menge, als in Europa angetroffen, und verursachen unermeßlichen Schaden. Besonders hausen sie gern in dem die Balken der Blockhäuser verbindenden Lehm, ein Geschmack, welchen sie mit den gleichfalls sehr häufigen Hausmäusen gemein haben. Gewiß würde sich daher ein geschickter Kammerjäger in keinem Lande besser stehen, als in Amerika.

Von dem wilden Geflügel ist für den Waidmann das Truthuhn am wichtigsten. Der Hahn hat, bei einer Höhe von vier Fuß, eine bläulichgrüne Farbe mit Kupferglanz und einen dunkelgrünen Mittelrücken. Das Weibchen ist grau. Ganz in der Nähe meiner Wohnung erblickte ich einst zur Zeit der Weitzenernte sieben Stück im hohen Grase am Saume des Waldes, und auch im letzten Frühjahr wurden mehrere zur Paarzeit nicht weiter, als zwei und eine halbe Meile von St. Louis bemerkt. Doch zeigt sich das Truthuhn im Spätherbste und Winter wohl nicht in dieser Gegend, und auch in den beiden andern Jahreszeiten mag es vielmehr auf dem Striche dahin kommen, als daß es dort dauernd seinen

Standort haben sollte, was daraus hervorzugehen scheint, daß ich, trotz aller angewandten Mühe, die einmal gesehenen Truthühner nicht wieder aufspüren konnte. Tiefer in Missouri und Illinois hinein, wo der wilde Puter häufig ist und in großen Schaaren zusammen lebt, erlegt man ihn, besonders zur Zeit der Weitzenernte, auf den Feldern, indem man sich durch die Befriedigung derselben verborgen heranschleicht. Auch schießt ihn der Waidmann an mondhellen Abenden von den Bäumen, auf welchen er die Nacht zuzubringen pflegt, oder er läßt ihn am Tage durch Hunde hinauftreiben, und erlegt dann den seine Verfolger unbeweglich Anstarrenden mit leichter Mühe. Dem Jäger ohne Hund sucht das Truthuhn gewöhnlich durch Laufen zu entgehen, und eine in langer Reihe fliehende Schaar Puter gewährt, das Bild einer Straußenjagd in verjüngtem Maasstabe darstellend, ein ergötzliches Schauspiel.

Das Fleisch, vorzüglich des jungen wilden Truthuhns, ist so wohlschmeckend, daß ich es selbst dem des zahmen bei weitem vorziehe, und seine Flügel werden, besonders auf dem Lande, wo man den Blasebalg gar nicht kennt, zum Anfachen des Feuers benutzt.

Das Prairiehuhn erreicht ungefähr die Größe des gewöhnlichen Haushuhns, und gleicht in Ansehung der Zeichnung dem Haselhuhne, indem,

wie bei diesem, mit schwarzen Wellenlinien und Flecken gezeichnetes Braun die Hauptfarbe ausmacht. Die in Dudens klassischem Werke S. 52 aufgestellte Behauptung: daß es an Gewicht einer Gans wenig nachgebe, ist eine arge Uebertreibung. Es hält sich, wie das Truthuhn, bald im Walde, bald in den mit hohem Grase bewachsenen Wiesen (Prairien) auf, wird aber, meiner Erfahrung nach, nicht, wie jenes doch häufig, in ganz bewaldeten Gegenden, sondern nur in solchen angetroffen, welche zugleich Prairien enthalten, woher es auch seinen Namen hat. In den nächsten Umgebungen von St. Louis bemerkte ich es gar nicht, einzeln dagegen auf den vier Meilen von dieser Stadt entfernten Prairien. Das Prairiehuhn lebt gesellig, so daß man große Schaaren, oft mehrere Hunderte zusammen antrifft, welche auf den Feldern, besonders an Buchweizen und Weizen, bedeutenden Schaden thun. In der Balzzeit sollen die laut schallenden, von den Hähnen ausgestoßenen Töne in großer Ferne vernommen werden, und in der Nähe gehört, versicherte man mir, gleiche das von einer balzenden Schaar gemachte Geräusch dem Getöse des Donners. Am häufigsten werden sie im Winter von den Befriedigungen der Felder, auf denen sie dann zu sitzen pflegen, und wo man sich ihnen bei Schneegestöber öfters bis auf wenige

Schritte nähern kann, heruntergeschossen. Zu andern Zeiten muß man ihnen mit großer Vorsicht nahen, denn sie fliegen in Gegenden, wo ihnen viel nachgestellt wird, beim Erblicken des Jägers schon in großer Entfernung auf. Dagegen habe ich die Bemerkung gemacht, daß sie den Knall der Flinte gar nicht scheuen, und nach dem ersten Fehlschusse, wenn der Jäger nur gut verborgen ist, ruhig sitzen bleiben, so daß er bequem von neuem laden und feuern kann.

Das etwas trockene Fleisch des Prairiehuhns wird von dem Amerikaner nicht sonderlich geschätzt; ich dagegen mochte es, wegen seines kräftigen Wildgeschmacks, gern genießen.

Die Wandertaube, ungefähr von der Größe unserer Haustaube, ist am Kopf und Rücken schieferblau, an Kehle und Brust braun, am Bauche weiß. Sie kommt im Herbste in ungeheuern Schaaren in die Gegend von St. Louis, und wird von den hohen Bäumen, auf denen sich die Schwärme gewöhnlich niederzulassen pflegen, in großer Anzahl herabgeschossen; denn ihre Ankunft ist für die Bewohner der Umgend ein wahres Fest, und jeder, dessen Geschäfte es zulassen, eilt, wenn er ein Gewehr aufzutreiben vermag, herbei, um an der Jagdlust Theil zu nehmen. Diese ist um so größer, weil der Taubenschwarm sich nicht leicht durch die auf ihn abgefeuerten Schüsse

gänzlich verscheuchen läßt, sondern nur auf die zunächst stehenden Bäume flattert, unter denen schon andere Schützen zu seinem Empfange bereit stehen; und weil die Tauben sich oft so dicht zusammensetzen, daß mehrere zugleich auf einen Schuß herabstürzen. Auf diese Weise vermag ein einziger glücklicher Jäger in einem Tage wohl achtzig bis hundert Tauben zu erlegen, und durch deren Verkauf auf dem Markte in St. Louis ein hübsches Sümmchen zu verdienen.

Die große, bei ihrem Zuge von der Wandertaube beobachtete Regelmäßigkeit hatte ich im vorigen Herbste Gelegenheit zu bewundern. Da ganz in der Nähe meiner Wohnung zwei Hauptjagdplätze waren, wollte ich natürlich gern das Vergnügen theilen, und begab mich mit meiner Doppelflinte bewaffnet an einen derselben. Zum Unglück floß zwischen mir und den übrigen Schützen ein Bach, den ich, weil mich das kalte Fieber erst kürzlich verlassen hatte, nicht zu überschreiten wagte. Jenseits desselben standen die Jäger unter den hohen Bäumen, auf welchen sich die Tauben schaarenweise niedergelassen hatten, und machten ein unaufhörliches Feuer. Demungeachtet kamen nur einige wenige Tauben zu mir herübergeflogen, während mein finsterer Blick Schwarm auf Schwarm in einer andern Richtung verfolgte.

Eine kleine blaue Taube ist in der Gegend von St. Louis einheimisch.

Enten von der verschiedensten Größe und Farbe lassen sich zur Zugzeit im Frühjahr und Herbste in solcher Menge auf den vielen Sümpfen und Bächen bei dieser Stadt nieder, daß gewöhnlich, wenn ich mir das Vergnügen machte, nach den Gewässern zu reiten, um die neuen Ankömmlinge in Augenschein zu nehmen, auch das kleinste unter ihnen davon belebt war. Gänse erscheinen in der Zugzeit ebenfalls, doch in weit geringerer Anzahl.

Eine kleine Art Rebhühner (die Wachtel, quail, der Amerikaner) von der Größe einer Taube, übrigens an Gestalt und Farbe dem deutschen Rebhuhne sehr ähnlich, findet sich noch in Menge bei St. Louis. Diese Wildgattung hat deswegen weniger abgenommen, als andere, weil sie sich mehrentheils im Gebüsche aufhält, wo ihr die Raubvögel weniger anhaben können, als unsern Rebhühnern, und wo man selten mehr als einen Schuß anbringen kann, bevor sie im Gesträuche verschwindet. Der Amerikaner schießt diesen Vogel überhaupt selten, fängt ihn aber öfters in Netzen, da sein sehr weißes und zartes Fleisch vortrefflich ist.

Außer den bis jetzt genannten, besonders dem Waidmanne merkwürdigen Vogelarten, gibt es

noch einige andere, die erwähnt zu werden verdienen.

In der Nähe meiner Wohnung erlegte ich zwar nur zwei Reiherarten, eine sehr große, der Rohrdommel an Farbe ähnliche, und eine kleinere, schön blaugrün auf dem Rücken und braun auf der Brust gezeichnete; doch finden sich an den großen Sümpfen in Illinois ganz nahe bei St. Louis noch verschiedene andere Arten, unter denen die schön weiß gefärbte eine ansehnliche Größe erreicht.

Von eigentlichen Schnepfen sah ich nur eine, an Bau und Farbe unserer Waldschnepfe ähnliche, aber an Größe ihr nachstehende Art. Eben so wenig zahlreich fand ich das Geschlecht der Strandläufer. Weit mehrere Arten von beiden traf ich dagegen in den sumpfigen Niederungen der Point, das heißt des zwischen dem Missisippi und Missouri bei ihrem Zusammenflusse gelegenen Landstriches.

Unter den Raubvögeln ist besonders ein Geier (Vultur aura), ungefähr von der Größe einer Gans, wegen des Nutzens zu erwähnen, welchen er durch das Verzehren des Aases bringt. Seine Erlegung ist deswegen bei fünfzehn Dollars Strafe untersagt.

Außer den hier genannten Vögeln gibt es noch eine große Menge kleinere, zum Theil sehr schöne Arten bei St. Louis, unter denen das je-

doch nicht sehr häufige Kolibri, und ein Vogel von der Größe eines Seidenschwanzes, schöner blauer Farbe auf dem Rücken, und brauner auf der Brust, bemerkt zu werden verdient, der mich oft durch seine angenehmen Flötentöne ergötzte.

Uebrigens vermochte ich nicht auch nur einen einzigen in meinem Vaterlande einheimischen Vogel bei St. Louis aufzuspüren, so viel ich mich auch darum bemühte.

Von größeren Schlangen fand ich bei St. Louis nur zwei unschädliche Arten. Eine schwarze, an Größe der Ringelnatter gleich kommende, mit der sie auch die Gewohnheit, sich in Erdlöchern aufzuhalten, gemein hat, und eine braune, mit schwarzen Flecken gezeichnete, der Kreuzotter an Größe nicht nachstehende. Klapperschlangen soll es zwar auch, wie mir von glaubwürdigen Männern versichert wurde, bei St. Louis geben, doch konnte ich nie eine zu Gesicht bekommen, so viel ich auch die Gegend nach allen Richtungen durchstreifte. Tiefer im Missouri-Staate werden sie jedoch nicht selten angetroffen. Uebrigens erfuhr ich von sehr wahrhaften Männern, daß die Behauptung, die Klapperschlangen würden von den Schweinen vertilgt, eine Fabel sei, da sie öfters, um Gewißheit in der Sache zu erhalten, den Schweinen Klapperschlangen vorgeworfen hätten, welche jedoch immer unberührt geblieben wären.

Eine sechs Fuß lange und wie ein mittelmäßig starker Mannsarm dicke Schlange schoß ich in der Point. Sie war sehr schön, abwechselnd gelb und schwarz gezeichnet, und wurde von den Landleuten Prairieschlange genannt.

Von kleinern Schlangen leben einige Arten sowohl im Wasser, als auf dem Lande bei St. Louis. Besonders häufig scheint eine auf dem Rücken grünlich und am Unterleibe roth gefärbte giftige Art zu sein, da sowohl mein Nachbar, als ich selbst, mehrere Schlangen dieser Art beim Graben im Garten in der Erde entdeckte. Barfuß zu gehen, was ohnedem in Amerika nicht Sitte ist, möchte daher in dieser Gegend nicht rathsam sein.

An Insekten, mit deren Sammlung ich mich vorzugsweise beschäftigte, war die Ausbeute nicht groß, doch fanden sich darunter einige vorzüglich schöne Schmetterlinge.

Bienen halten viele Landleute, nicht in Körben von Stroh, wie bei uns, sondern in hölzernen Kasten und ausgehöhlten Baumstämmen. Geschmack und Gebrauch des Honigs ist wie in Deutschland, nur daß er in Amerika häufiger, als dort, zum Einmachen der Früchte benutzt wird. Wilde Bienenstöcke werden in den Wäldern in hohlen Bäumen angetroffen. Der Finder eines solchen von Bienen bewohnten Baumes zeigt sei-

nen Fund dem Besitzer des Waldes an, und bittet um Erlaubniß, den Baum fällen zu dürfen, welche ihm auch selten verweigert wird, doch hat er dagegen einen bestimmten Theil des Honigs abzugeben.

Außer der Biene wüßte ich kein dem Menschen besonders nützliches, bei St. Louis lebendes Insekt zu nennen, aber von schädlichen gibt es mehrere Arten. Dahin rechne ich:

Erstlich die Musquitos, eine Art sehr empfindlich stechender, den Menschen hauptsächlich des Nachts quälender Mücken, da sie ihn stechend und summend am Schlafe hindern.

Zweitens eine Art kleiner, gelbbrauner Käfer, welche dem Ausstopfer die nicht durch Arsenik geschützten Bälge unbarmherzig zerfressen.

Drittens die Zecke, eine kleine, aber dennoch schmerzlich beißende Art Holzböcke, deren es in den Waldungen eine große Menge gibt, und

Viertens die in Amerika ungemein häufige Bettwanze.

Die Betreibung des Ackerbaues im Missouri-Staate ist von der in Europa üblichen hauptsächlich deswegen verschieden, weil in jenem fast alles Vieh das ganze Jahr durch frei auf der Weide umherläuft, wogegen es bei uns den Stall im Winter gar nicht verläßt, und im Sommer doch wenigstens am Abende dahin zurück kehrt.

Daher muß in Amerika der Landmann (dort Farmer genannt) vor allen Dingen dafür sorgen, seine Felder gegen den Einbruch des Viehes zu schützen. Man hört in Europa öfters Klagen über die durch das Wild in Aeckern und Gärten verursachte Verwüstung; und doch, wie gering ist der von einem Rudel Hirschen oder Rehen angerichtete Schaden, wenn man ihn mit der gänzlichen Vernichtung der Ernte vergleicht, die in Amerika oft durch große in Felder und Gärten einbrechende Heerden von Kühen und Schweinen in kurzer Zeit bewirkt wird. Als Beweis dieser Behauptung mag die Thatsache dienen, daß die Ernte meines eigenen Hausgenossen im vorigen Herbste, da er seine frühere Pachtung aufgegeben, und sich selbst ein Landgut gekauft hatte, so gänzlich vom Viehe zerstört wurde, daß er dadurch einen Schaden von mehreren Hundert Dollars erlitt. Um einem solchen Unfalle vorzubeugen, wird das von Bäumen und Sträuchen gesäuberte, und dadurch zur Urbarmachung vorbereitete Land mit einer Umzäunung (Fence) umgeben, welche von ansehnlicher Höhe sein muß, um das Ueberspringen der Pferde und Kühe zu verhindern, und dicht genug, um das Durchkriechen kleiner Schweine unmöglich zu machen. Die zuletzt genannte Thiergattung, v n welcher der Amerikaner, wie schon bemerkt wurde, große

Schaaren zu halten pflegt, ist dem Ackerbaue vorzüglich gefährlich. Denn sie thut nicht nur an der Ernte, wo es ihr gelingt in ein Feld einzubrechen, unsäglichen Schaden, indem sie weit mehr umwühlt und umbricht, als verzehrt; sondern sie wühlt auch häufig schon im Frühjahre den Samen aus der Erde. Dabei ist sie sehr schwer von den Feldern abzuhalten, denn gelingt es auch nur einem Schwein, sich durch die Umzäunung zu drängen, so folgen bald viele andere nach, und solche an den Besuch gewisser Ländereien gewöhnte Sauen sind oft selbst durch eine unter andern Umständen für gut geltende Befriedigung nicht davon abzuhalten. So sah ich mehrmals, daß Ferkel sich mit solcher Gewalt zwischen die Fenceriegel gedrängt hatten, daß sie weder vor- noch rückwärts konnten, und in dieser Lage die unbarmherzigsten Prügel, ohne entweichen zu können, erdulden mußten.

Die Einzäunung der Felder wird auf verschiedene Art gemacht. In der Nähe der Stadt, wo Land und Holz theuer sind, und man deswegen sparsam damit umgeht, werden in gerader Linie, gleich weit von einander entfernte Pfosten senkrecht in die Erde gerammt, und mit einander durch wagrecht darein gefügte Breter oder Querhölzer verbunden. Dagegen pflegen in größerer Entfernung von der Stadt, wo man

Raum und Holz nicht zu schonen braucht, alle Befriedigungen aus eckenförmig über einander gelegten, ungefähr drei Zoll im Durchmesser haltenden, zehn Fuß langen Holzstücken (Fenceriegeln) zu bestehen. Das Hundert von diesen kostete, um die Zeit meiner Abreise, in St. Louis fünf Dollars, so daß eine solche Einzäunung in der Nähe der Stadt sehr hoch gekommen sein würde. Tiefer im Lande aber, wo größerer Ueberfluß an Holz ist, sind die Fenceriegel weit wohlfeiler, und ein Landmann bezahlt dort, wenn er die Bäume liefert, das Hundert mit einem halben Dollar, was weit vortheilhafter zu sein pflegt, als wenn er die Riegel selbst verfertigen wollte, weil diese äußerst mühsame Arbeit große Uebung erfordert.

Nach gehöriger Befriedigung des Feldes wird der Boden aufgebrochen und besäet, wo er dann anfangs, ohne gedüngt worden zu sein, eine reichliche Ernte hervorbringt. Bekanntlich gibt es Gegenden in Amerika, besonders Niederungen an den Ufern der Flüsse, oder von Bächen durchschlängelte Thäler, wo das Land viele Jahre bebaut werden kann, ohne des Düngers zu bedürfen. Anders ist es aber in der Nähe von St. Louis. Hier versäumt kein tüchtiger Farmer sein Land, wenn es nicht ganz frisch aufgebrochen ist, so gut als möglich zu düngen, und mein Nachbar

Riet, ein Amerikaner, versicherte, daß er von dem gedüngten Lande fast noch einmal so viel ernte, als von dem ungedüngten. So war auch auf den wohlgedüngten Wiesen meines Hausgenossen im vorigen Jahre kein übler Graswuchs, während auf den daran grenzenden, nicht gedüngten, der Madame Berthold, bei ganz gleicher Lage, das Gras so schlecht stand, daß es gar nicht benutzt werden konnte. So viel zur Belehrung derjenigen, welche glauben, in Amerika sei der Dünger überall ganz überflüssig, ja sogar schädlich. Obgleich nun aber häufig gerade das Gegentheil der Fall ist, und gewiß selbst viele Amerikaner diese Ueberzeugung hegen, so können sie ihr doch bei dem jetzigen Betriebe der Landwirthschaft nicht immer folgen, denn woher sollen die meisten den Mist nehmen, da das Vieh beständig im Freien umherläuft.

Von den im Missouristaate gebauten Getreidearten ist der Mais, oder wie er in Amerika genannt wird, das Korn bei weitem die wichtigste, da er das Hauptnahrungsmittel von Menschen und Hausthieren, besonders auf dem Lande ausmacht. Die ergibigsten Ernten bringt er auf frisch urbar gemachten Aeckern, wo andere Getreidearten nicht immer gedeihen. Er wird in Reihen gepflanzt, zwischen denen man nach der bei den Kartoffeln üblichen Art durchpflügt, so-

wohl um das Unkraut zu vertilgen, als auch um mehr Erde an die Wurzeln zu bringen. Einige Landleute suchen beide Zwecke durch das beschwerliche Behacken jeder einzelnen Pflanze zu erreichen. Doch glaube ich nicht, daß bei dieser Verfahrungsart ein bedeutend höherer Ertrag der Felder erlangt wird, und halte sie nur dann für nothwendig, wenn das Bepflügen zu lange aufgeschoben worden ist, so daß üppiges, zwischen den Reihen des Kornes wucherndes Unkraut den Durchgang des Pfluges hindert.

Geräth der Mais, dann kann das Jahr für ein gesegnetes gelten, denn aus Maisbrot und Speck, wozu am Morgen und Abende Kaffee oder Thee getrunken wird, bestehen in Missouri und in den angrenzenden Staaten alle drei Mahlzeiten des Landmannes. Vor jeder von diesen wird übrigens das Maisbrot frisch, entweder nach Art kleiner Brötchen in der Pfanne, oder in Form eines dicken Kuchens im Kessel gebakken, und jederzeit warm genossen. So kommen auch alle andern unser Brot ersetzenden Mehlspeisen bei dem Landmanne warm auf den Tisch. Diese bestehen aus kleinen, nach Art der Pfannkuchen, aus Weizen, Buchweizen oder Mais gebackenen Kuchen und aus warmen Zwiebäcken von Weizenmehl. In der Stadt dagegen erhält man in jedem anständigen Gasthause gutes fei-

nes Weizenbrot; aber Roggenbrot ist dem Amerikaner völlig unbekannt, und auch in deutschen Gasthäusern nicht zu haben.

Obgleich aus dem Gesagten hervorgeht, daß die Kochkunst der amerikanischen Bäuerinnen sehr einfach ist, denn selbst die außer dem Maisbrote beschriebenen Mehlspeisen pflegen nur Gästen zu Ehren, oder bei andern festlichen Gelegenheiten bereitet zu werden: so vertändeln sie doch einen großen Theil ihrer Zeit am Kamine, hauptsächlich mit Backen des Brotes. Schmackhafte Braten können sie gar nicht bereiten, weil es ihnen an den dazu nöthigen Geräthschaften fehlt, indem ihre sämmtlichen Küchengeräthe aus einem, bei den besser Eingerichteten an einer Kette über dem Feuer hängenden Kessel, und einem Schaffen bestehen. Oft erregte die Verzweiselung der deutschen Bäuerinnen über diese elenden Kochanstalten mein Mitleid. Doch konnte die nämliche Empfindung einen Reiz zum Lachen nicht dämpfen, als ich einen sehr würdigen und wohlhabenden Mann, welcher in Deutschland wichtige Staatsämter bekleidet hatte, die Mahlzeit für seine zahlreiche Familie bereiten, und andere Geschäfte einer ehrsamen Hausfrau verrichten sah.

Ueber den Mais muß ich hier noch bemerken, daß er gewöhnlich das einzige Körnerfutter der sämmtlichen Hausthiere in Amerika ausmacht;

denn Pferde werden nur ausnahmsweise von einigen Landleuten mit Hafer gefüttert; ferner, daß man Kühe und Pferde nach der Maisernte in die Felder läßt, wo sie an den Blättern des indischen Kornes eine gute Nahrung finden; so wie auch die den Samenkolben einschließende Hülse als vorzügliches Futter für Kälber gilt.

Außer dem Mais, wird noch etwas Weizen und Hafer, so wie tiefer im Missouri-Staate Taback gebaut. In Illinois zieht man sowohl die angeführten Getreidearten, als auch Buchweizen und Ricinus, oder Wunderbaum (castor-beans, von den Amerikanern genannt), den ich hier als eine in Deutschland nicht einheimische Pflanze kurz beschreiben will.

Er ist krautartig, 6—8 Fuß hoch, mit großen, handförmigen Blättern und traubenförmigem Blüthenstande. Die Frucht ist eine dreiklappige, dreisamige Kapsel. Die Kerne enthalten ein dickflüssiges, farbloses, fettes Oel (Ricinus- oder Castor-Oel), das, im unverdorbenen Zustande, mild schmeckt, blaß weingelb aussieht, und als gelindes Abführungsmittel wirkt. Der Genuß des Wunderbaumes pflegt öfters den Kühen tödtlich zu werden. Daher müssen diejenigen, welche sich mit dem Anbaue desselben befassen, die damit bestandenen Felder vorzüglich gut befriedigen, weil sie im entgegengesetzten Falle

gehalten sind, allen durch ihre Nachlässigkeit entstandenen Schaden zu ersetzen.

Ferner wird die für Deutschland so wichtige Kartoffel gebaut, welche mir aber in Missouri nicht ganz so wohlschmeckend und mehlig schien, als im Vaterlande, und ein anderes in Ansehung der Wurzeln den Kartoffeln nicht unähnliches Gewächs, welches deswegen von den Amerikanern die süße Kartoffel genannt wird. Doch gehört diese Pflanze nicht, wie die eigentliche Kartoffel, zu der Gattung Nachtschatten (Solanum), sondern zu den Winden (Convolvulus), und ihr wahrer Name ist Batate (Convolvulus Batatas). Sie rankt auf der Erde hin und treibt fünf bis acht Zoll lange dicke Knollen von verschiedener, hauptsächlich rother und gelber Farbe, welche zwar auf mancherlei Art zubereitet, gewöhnlich aber in Asche geröstet werden. Die Amerikaner pflegen diese Frucht der eigentlichen Kartoffel vorzuziehen; mir dagegen wollte sie so wenig munden, daß ich vielmehr ihren Geschmack ekelsüß fand. Doch konnte dies vielleicht mit in fehlerhafter Zubereitung der Wurzeln seinen Grund haben. Dem Landmanne macht die Behandlung der Batate viel Mühe; denn sie muß, um eine reichliche Ernte zu geben, wenigstens viermal des Jahres hoch behäufelt, und von allem Unkraute gänzlich rein gehalten werden.

Noch zieht man verschiedene Rübenarten, besonders die gewöhnliche rothe, und eine kleine sehr wohlschmeckende weiße, desgleichen verschiedene Arten Melonen und Kürbisse, diese vornämlich als Viehfutter.

Die Blumengärtnerei ist in und bei St. Louis noch sehr zurück, und ich habe bemerkt, daß in Aeschen gezogene Blumen ungemein theuer bezahlt wurden; dagegen wird jetzt in vielen nahe und fern von der Stadt gelegenen Gärten der Gemüsebau mit so glücklichem Erfolge getrieben, daß der Ertrag für das Bedürfniß der Stadtbewohner ausreicht, und nur solche Gärtner auf höhere Preise rechnen können, welche frühzeitige Gemüse zu Markte bringen. Zwar mögen wohl bei St. Louis alle gewöhnlich in Deutschland gebauten Gemüsearten fortkommen, nur gedeihen sie nicht immer so gut als bei uns; denn einige, wie Erbsen und Salat, werden schneller hart und unschmackhaft. Früher wurde der Gartenbau bei der Stadt fast ausschließlich von Franzosen und Anglo-Amerikanern betrieben. In der letzten Zeit haben jedoch auch einige Deutsche angefangen sich damit zu beschäftigen, und so dürften wohl in kurzem manche unserer deutschen Gemüse, die bis jetzt noch auf dem Markte von St. Louis fehlten, als Puffbohnen und Spinat, auf den Tafeln der deutschen Gasthöfe erscheinen, da beide Gemüsearten

im Frühlinge dieses Jahres in dem Garten eines meiner Nachbarn, der den Samen aus Deutschland mitgebracht hatte, im besten Gedeihen waren.

Obgleich der Gartenbau in Amerika nicht viel anders als bei uns betrieben wird, so ist er doch ungleich beschwerlicher, wegen des üppig wuchernden und kaum zu vertilgenden Unkrautes. Besonders ist das Ausjäten einer Art Portulak mühsam, die, wenn ich vierzehn Tage hinter einander vom Morgen bis zum Abend im Garten gehackt und gejätet hatte, daß mir der Rücken schmerzte, und nun endlich fertig zu sein glaubte, schon wieder von neuem die zuerst gereinigten Beete überzog.

Diese kurze Skizze des Land- und Gartenbaues mag die Bemerkung schließen, daß das auf den Wiesen gebaute Timothy-Gras ein grobes und auch wohl an Kraft dem deutschen nachstehendes Heu gibt; wenigstens sollte man dies daraus schließen, daß die im Missouri im Winter mit Mais und Heu genährten Kühe weniger Milch geben, als die Kühe in Deutschland, selbst wenn sie, was freilich nicht häufig der Fall ist, eben so reichlich gefüttert werden, als bei uns. Auch scheinen die in den Prairien wachsenden Gras- und Klee-Arten, obgleich üppig genug treibend, auf die Milcherzeugung nicht so günstig zu wirken, als unsere vaterländischen; denn un-

11

geachtet das Vieh in Missouri gewöhnlich größer ist und stärkere Euter hat, als in hiesiger Gegend: so gibt es doch im Allgemeinen im Sommer, selbst nach guter Winterfütterung, weniger Milch. Daß aber den ganzen Winter hindurch im Freien weidende, oder nur von den Blättern des Maises in dieser Jahreszeit spärlich genährte Kühe auch in der guten Jahreszeit weniger Milch geben, als solche, die in Gegenden leben, wo sie das ganze Jahr hindurch hinreichende Nahrung haben, versteht sich wohl von selbst.

Kopfklee wird auch hin und wieder in der Gegend von St. Louis angebaut.

Von dem Ackerbaue gehe ich nun zu der auf das engste damit in Verbindung stehenden Viehzucht über.

Daß alle Hausthiere in Missouri zu jeder Jahreszeit im Freien ausdauern, habe ich bereits erwähnt, und es zeigt sich in diesem Lande der günstige Einfluß einer freien, naturgemäßen Lebensweise auf dieselben in ihrem ganzen Umfange. Denn wer würde wohl bei uns glauben, daß dort die Sau, ohne Nachtheil für die Jungen, im tiefen Schnee ferkelt, und daß diese auf dem winterlichen Lager ihre deutschen, in Ställen verpflegten Geschlechtsverwandten von gleichem Alter an Munterkeit noch übertreffen, was ich doch im vorigen Winter selbst gesehen habe.

Glücklicherweise dauern Schnee und Frost in Missouri selten lange, denn anhaltend strenges Winterwetter überwältigt und tödtet doch endlich diese kräftigen Frischlinge. Auch erst wenige Wochen alte Kälber sind so munter und fast so flüchtig wie junge Hirsche, so daß wir zuweilen schaarenweise zu Roß und zu Fuß ausziehen mußten, um sie einzufangen, was jedoch nicht immer gelang; Schnee und Kälte aber vermögen sie nicht so gut wie Ferkel zu ertragen.

Wie ist es aber möglich, wird hier mancher denken, daß dieses frei weidende Vieh sich nicht verläuft, oder nicht gestohlen wird? Beides geschieht allerdings nicht selten und ist unvermeidlich; doch hat man gegen das Verlaufen die Vorkehrung getroffen, daß jeder Landmann sein Vieh auf eine besondere, auch den Nachbarn kenntliche Weise zeichnet, so daß diese jedes mit dem ihrigen weidende und an ihren Hof kommende Stück auf Verlangen einfangen und von dem im Walde umher irrenden wenigstens dem Besitzer Nachricht geben können. Den Viehdiebstahl aber sucht man durch Gesetze, die sowohl ihn selbst, als auch die Aenderung des Zeichens der Thiere aufs Strengste verbieten, zu hindern.

Hier bemerke ich noch, daß das Reiten fremder Pferde mit einer Geldstrafe von funfzig Dollars gebüßt wird, was deswegen dem Einwanderer

zu wissen höchst wichtig ist, weil er ohne Kenntniß dieses Umstandes sehr leicht die erwähnte Strafe verwirken kann. Wenn rings um seine Wohnung Schaaren von Pferden weiden, ohne im Geringsten benutzt zu werden, während er entweder gar kein Pferd hat, oder es doch zu den nöthigsten Feldarbeiten braucht, muß es ihm da nicht als etwas sehr Unschuldiges erscheinen, ein solches Thier zu einem kleinen Spazierritt oder zu einer Feldarbeit einzufangen, so bald er das Bedürfniß dazu fühlt, und zwar um desto mehr, da ihn das gutmüthige Zutrauen der Pferde selbst dazu einzuladen scheint? Denn nirgends gibt es wohl sanftere und größere Anhänglichkeit an den Menschen zeigende Pferde, als diese frei umher laufenden in Missouri und Illinois. Der Reitlustige nähert sich also mit einer Hand voll Salz, oder mit einer Maiskolbe demjenigen Pferde, welches er am liebsten besteigen möchte, und lockt es damit in den Stall, hier legt er ihm Sattel und Zaum an, und trabt fröhlichen Muthes zum Hofe hinaus. Noch ist er aber nicht weit gekommen, so begegnet ihm der Besitzer des Pferdes, erkennt es, und fällt dem Reiter in die Zügel, und dieser muß noch froh sein, mit funfzig Dollars Pferdemiethe für seinen Spazierritt los zu kommen; denn leicht kann es geschehen, daß er als Pferdedieb ins Gefängniß gesetzt, und als solcher

bestraft wird. Sollte aber dies auch nicht der Fall sein, so ist doch schon der blose Verdacht, daß jemand ein Pferd habe stehlen wollen, hinreichend, ihn dem allgemeinen Hasse und der allgemeinen Verachtung Preis zu geben, da der Amerikaner kein größeres Verbrechen, als den Pferdediebstahl kennt, und der ärgste Schimpfname, welchen er seinem Todfeinde beilegt, verdammter Pferdedieb (damned horsestealer) zu sein pflegt. Wie summarisch aber das Volk zuweilen mit Männern, die auf fremden Pferden geritten hatten, verfährt, wenn es einmal Argwohn gegen sie gefaßt hat, davon ist ein Fall im dritten Abschnitte zu finden. Ein ähnlicher ereignete sich etwa fünf und zwanzig Meilen von St. Louis in Illinois. Hier stürmte ein Volkshaufe zur Nachtzeit das Haus des Verdächtigen, und zerstörte es gänzlich. Ihm selbst aber wurde, nachdem er viele Mißhandlungen erduldet hatte, nur dadurch das Leben gerettet, daß einer der Angreifer ihn heimlich entwischen ließ.

Obgleich es aber so streng verboten ist, ein fremdes Pferd auch nur zu besteigen, so hat doch ein jeder das Recht, Pferde und anderes Vieh, deren Eigenthümer und Zeichen ihm unbekannt sind, einzufangen, und den Friedensrichter davon zu benachtigen. Es wird dann eine genaue Beschreibung des eingetriebenen Stückes aufgesetzt,

von der man eine Abschrift an das Markthaus in St. Louis, die andere aber in der Nähe einer der besuchtesten Straßen anschlägt. Erscheint dann der Besitzer, und fordert sein Eigenthum, so muß es ihm zurück gegeben werden. So lange er sich aber nicht meldet, hat der Einfänger des Viehes das Recht, es ganz als sein Eigenthum zu benutzen.

Wie häufig das Vieh, ungeachtet aller dagegen gebrauchten Maßregeln, sich in Amerika zu verlaufen pflegt, kann ich aus eigner Erfahrung bezeugen; denn die Umgegend meiner Wohnung war, wegen vorzüglicher Weide, der Lieblingsaufenthalt von Kühen und Pferden aus der Nähe und Ferne. Selten verging daher ein Tag, an welchem nicht Eigenthümer von verloren gegangenem Vieh sich darnach bei mir erkundigten, und gute Belohnung versprachen, wenn ich zur Wiedererlangung desselben behülflich sein wollte. So hatte mir noch kurz vor meiner Abreise ein französischer, an der Straße nach dem Arsenal, auf der meiner Wohnung entgegengesetzten Seite von St. Louis, lebender Gastwirth fünf Dollar versprochen, wenn ich seinen mir wohl bekannten, vorzüglich schönen und zahmen Hengst, der öfters an meinen Hof zu kommen und dann von mir mit Salz oder Mais gefüttert zu werden pflegte, einfangen wollte. Dies bewerkstelligte ich ohne

Schwierigkeit und miethete, weil eben unsere Pferde beschäftigt waren, für ¾ Dollar das Pferd eines Nachbarn, mit dem ich in der ärgsten Mittagshitze zu dem Franzosen trabte, um ihm die fröhliche Botschaft zu überbringen. Doch statt sich zu bedanken, versicherte er, daß ihm an der Wiedererlangung des Pferdes gar nichts gelegen sei (er glaubte es nämlich schon ganz sicher zu haben), und von den fünf Dollars war nicht einmal die Rede. Natürlich empörte mich eine solche Behandlung, und rief mir das Sprichwort: „wer zuletzt lacht, lacht am besten," ins Gedächtniß. Zu Hause angelangt, jagte ich daher sogleich den Hengst des Betrügers in die benachbarte Waldung, und als er kurz darauf ankam, um ihn abzuholen, wies ich ihn mit der Bemerkung dorthin, daß ich nicht hätte vermuthen können, er würde eines ihm gleichgültigen Pferdes wegen, einen so weiten Weg machen, und daß ich es deswegen frei gelassen hätte. Ganz verschieden handelte der Fleischer Slokum in St. Louis, ein Amerikaner, den ich hier namentlich anführe, weil er eine unter Amerikanern seltene Ehrlichkeit zeigte. Ein ihm entlaufener Ochse pflegte mit unserm Vieh auf die Weide zu gehen, und in dessen Gesellschaft auf den Hof zu kommen. Slokum, der davon gehört hatte, kam zu uns und bot gleichfalls fünf Dollars, wenn wir

ihm den Ochsen wieder verschaffen wollten. Da nun dieser bei der nächsten Fuhre in die Stadt unsern Ochsen nach Slokums Hause folgte, kam der gewissenhafte Mann, welcher bei der Ankunft des Wagens nicht zu Hause gewesen war, am folgenden Tage heraus und bezahlte die versprochenen 5 Dollars.

Nachdem, was im Vorhergehenden über die Viehzucht im Missouristaate gesagt worden ist, sollte man meinen, das Vieh würde dort, weil es so wenig zu erhalten kostet, sehr wohlfeil sein, dies ist aber wenigstens nicht überall der Fall. Der Grund davon mag wohl vornämlich in der starken Einwanderung zu suchen sein, denn früher war der Preis des Viehes wirklich ungemein niedrig. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Missouri dagegen wurden Pferde mittlerer Güte von der dortigen, zwar sehr sanften und lenksamen, aber an Größe und Güte den deutschen Racen kaum gleichkommenden Pferderace mit 60—100 Dollars bezahlt. Gute Kühe mit Kälbern kosteten 20—30 Dollar. Wer übrigens so vieler Kühe mit Kälbern bedurfte, daß er die Kosten der Reise nach der Schweizerniederlassung in Illinois, einige 30 Meilen von St. Louis, nicht zu scheuen brauchte, konnte sie dort für 16—26 Dollars erhandeln. Das Paar gute Zugochsen wurde mit 60—80 Dollars bezahlt. Aus dieser Be-

rechnung ergibt sich zugleich, daß Fleisch in St. Louis nicht billiger, sondern vielmehr etwas theurer verkauft wird, als bei uns.

Auf diese allgemeine Darstellung des bei der Viehzucht in Missouri üblichen Verfahrens, mögen hier noch einige Bemerkungen über die Zucht der in diesem Lande am häufigsten vorkommenden Hausthiere folgen.

Von dem Pferde bemerkte ich schon im Vorhergehenden, daß diese Thiergattung die einzige zu sein pflegt, der man Ställe erbaut, jedoch sind diese gewöhnlich nur für Stuten, die im Begriffe sind zu fohlen oder vor kurzem gefohlt haben, und für ihre Fohlen bestimmt. Zur Errichtung des Stalles braucht man nur wenig Zeit, denn sobald der Landmann einen solchen bedarf, fährt er die dazu erforderlichen Blöcke herbei und ersucht dann die sämmtlichen Nachbarn, ihm bei seiner Arbeit behülflich zu sein. Diese erscheinen schon am frühen Morgen und jeder hilft nach Kräften das Werk fördern. Den Geschicktesten wird das Behauen der Blöcke, da wo sie auf einander zu liegen kommen, übertragen. Die Uebrigen sind mit Herbeischaffung derselben beschäftigt. So kann die ganze Arbeit schon um Mittag geendigt sein und schließt dann mit einer Mahlzeit, an der alle Gehülfen Theil nehmen. Sonderbar erschien es mir, als einem mit der

amerikanischen Sitte nicht Vertrauten, daß nur Männer sich an die Tafel setzten, während die Frauen dem Schmause zusahen; daher ersuchte ich eine von diesen, meinen Platz einzunehmen, was sie aber lachend und erröthend ablehnte. Nachdem wir uns gesättigt hatten, ließen sich die Frauen auf unsern Plätzen nieder und verzehrten die Ueberbleibsel des Gastmahls. Wird die Errichtung des Stalles erst am Nachmittage beendigt, so bewirthet der Eigenthümer desselben die Gehülfen noch mit einer Abendmahlzeit. An Whisky darf es überdies, wenn der Wirth nicht als geizig verschrieen sein will, den Arbeitern nicht fehlen.

Aus dieser Schilderung ergibt sich, daß ein Stallbau in Missouri von dem eigene Waldung besitzenden Landmanne mit sehr geringem Aufwande bewerkstelligt werden kann. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit dem Häuserbau, denn auch bei diesem helfen die Nachbarn.

Gute Beschäler werden sowohl von Einzelnen, als auch von Gesellschaften gehalten. In Illinois sah ich einen solchen von mittlerer Größe und ungemeiner Schönheit bei einem Major der Miliz, Namens Ferguson. Dieser Hengst gehörte, wie man mir sagte, einer Gesellschaft und hatte 500 Doll. gekostet. Anfangs mußten für den Gebrauch desselben jedesmal 15 Doll. Sprunggeld be-

zahlt werden. Da sich aber mehrere Landleute in der Nachbarschaft Beschäler anschaffen, mußte die Gesellschaft den Preis auf 5 Dollars herabsetzen.

Von den Pferderennen habe ich schon im dritten Abschnitte bei der Charakterschilderung der Eingebornen englischer Abkunft gehandelt, weswegen ich den Belehrung darüber suchenden Leser auf diesen Abschnitt verweise.

Rindvieh (Hornvieh würde nämlich keine passende Benennung sein, da manchen Stücken die Hörner fehlen) weidet in der Umgegend von St. Louis auf der Missouriseite in außerordentlicher Menge. Denn der Milchverbrauch in dieser Stadt ist deswegen sehr groß, weil in jedem Haushalte beim Frühstücke und Abendessen Kaffee oder Thee mit Milch getrunken zu werden pflegt, welche allein von der Missouriseite eingeführt wird, da, wie man mir sagte, in Illinois noch keine Anstalten getroffen waren, um von da aus einen Beitrag zum Milchbedarfe der Stadt zu liefern. Hiervon mochte wohl der Grund zum Theil in dem hohen Fährgelde, welches jeder Wagen bei der Ueberfahrt über den Mississippi zahlen muß, zum Theil aber auch darin liegen, daß die Milchleute ihre Milch den Kunden nicht früh genug vor das Haus würden bringen können. Jeder Milchmann hat nämlich seine bestimmten Kunden, denen er von dem Milchkarren

aus mit einer Klingel seine Ankunft verkündigt, worauf sie herauskommen und das verlangte Maas Milch erhalten. Zu spät darf er aber ja niemals erscheinen, oder gar des schlechten Wetters wegen ausbleiben, denn in diesem Falle würden seine Kunden ihm gar bald untreu werden.

Daß man die Kälber in Missouri bei dem Hause einsperrt, um durch sie die Kühe am Abende von der Weide in den Hof zu locken, habe ich schon bemerkt. Die Kühe werden, wie es sich eben schickt, bald von Männern, bald von Frauen gemolken, und man pflegt, um sich das Melken zu erleichtern, vor dem Beginnen desselben die Kälber erst ein wenig an den Kühen saugen zu lassen. Einige Milchleute bei St. Louis besitzen eine große Menge Rindvieh. So hatte unser Nachbar Riet, ungeachtet er im vorigen Winter durch den tiefen Schnee und Frost über dreißig Kälber einbüßte, einige hundert Stück, und mein Hausgenosse C. Stiesmeier, bevor er einen Theil seines Viehes versteigerte, etwa 160 und darunter mehr als 40 Milchkühe. Diese wurden an jedem Morgen und Abende gemolken, die Milch in ein großes blechernes Gefäß zusammen geschüttet und in eine unter dem eigens für diesen Zweck errichteten Hause befindliche Quelle gebracht, von wo die Morgenmilch

am Abende und die Abendmilch am Morgen in die Stadt geschafft wurde. Der Rahm wurde nicht von der Milch abgenommen und überhaupt habe ich während meines ganzen Aufenthaltes in Amerika keinen genossen. Kalbfleisch ist gleichfalls selten, da kein Landmann die ihm zum Anlocken der Kühe unentbehrlichen Kälber verkaufen wird. Doch helfen sich die Fleischer nicht selten dadurch, daß sie noch ganz junge Kälber in den Waldungen und Prairien aufsuchen und entwenden.

Von frei in den Wäldern umherlaufenden Schweinen gibt es in Missouri und Illinois eine unermeßliche Menge. Sie finden, wenn Nüsse und Eicheln gerathen, im Busche hinreichende Nahrung und sind zu Anfang des Winters gut bei Leibe. Bis dahin kommt nur ein Theil von ihnen am Morgen und Abende zu der Umzäunung des Hofes, wo ihnen, um sie anzukirren, wenige Maiskörner gereicht weden. Nach dem Eintritte des Winters aber pflegen auch die bis dahin ausgebliebenen Sauen vor dem Hofe zu erscheinen. Man fängt dann die zum Mästen bestimmten mit Hülfe von Hunden ein und bringt sie in eine kleine Befriedigung, wo sie, bei hinreichendem Futter und Wasser, gewöhnlich schon nach 14 Tagen bis 3 Wochen zum Schlachten fett genug zu sein pflegen. Dieses aber, so

wie alle damit verknüpften Geschäfte, muß der Landmann selbst verrichten. Der Amerikaner, welcher keine Wurst zu machen versteht, tödtet die Schweine durch einen Büchsenschuß.

Schafe habe ich in Missouri und Illinois nur wenige gesehen. Diese müssen zwar in größerer Entfernung von der Stadt, wo viele Wölfe sind, zur Sicherheit alle Abende in eine wohlverwahrte Befriedigung gebracht werden. Doch versicherte man mir, daß sie in dieser ganz sicher wären, weil die kleinen Prairiewölfe sich nie in eine solche Verzäunung dicht bei einem Hause wagten in welchem Hunde gehalten würden.

Maulthiere, aus St. Fó eingeführt, werden in und bei St. Louis häufig zum Ziehen gebraucht.

Von dem zahmen Geflügel ist das Haushuhn bei weitem am wichtigsten. Viele Landleute haben davon große Schaaren, die ihnen um so nützlicher sind, weil ihr Unterhalt fast nichts kostet, da sie ihr Futter größtentheils selbst im Freien suchen und nur zuweilen im Winter etwas zu erhalten brauchen, das Dutzend Eier aber in St. Louis wohl nicht leicht unter 12 Cents, zuweilen sogar im Winter für $\frac{1}{4}$ Dollars verkauft wurde. Dem Gartenbesitzer verursacht das Huhn freilich vielen Verdruß und Schaden, doch wird es hinreichen, diese lästigen Gäste zu verscheuchen,

wenn er von Zeit zu Zeit einige der in den Garten dringenden Hühner erschießt. Ihr Nachtquartier pflegt die Hühnerschaar gewöhnlich auf in der Nähe des Hauses stehenden Bäumen oder Sträuchen zu nehmen. Die für die Küche bestimmten pflegt man zu schießen und dazu solche zu wählen, welche nicht gern in der Nähe des Hauses verweilen.

Außer Haushühnern habe ich in Missouri wenig zahmes Geflügel bemerkt, obgleich man alle bei uns gewöhnlichen Arten, als Gänse, Enten, Truthühner, Perlhühner und Tauben hier und da bei den Landleuten antrifft. In Illinois findet man dagegen besonders Gänse weit häufiger, auch sind dort die zahmen Truthühner nicht selten.

Abschnitt V.

Reisen im Innern. Beschreibung der Gegend um Lewis Ferry und des ausschließlich von deutschen Landleuten bewohnten Theiles des Missouristaates. Lage der daselbst angesiedelten Farmer. Bemerkungen über den von mir besuchten Theil von Illinois. Methodisten. Gercke, Overstolz.

Gegen das Ende des Sommers 1836 entschloß ich mich, eine Wanderung in die von Du-

den und v. Martels als so reizend geschilderten Gegenden des Missouristaates zu machen. Hierzu wurde ich nicht nur durch das Verlangen bewogen, mich von der Richtigkeit ihrer Angaben durch eigene Erfahrung zu überzeugen, sondern auch durch die Theilnahme an dem Schicksale so vieler muthigen Landsleute, welche weder die auf der See drohenden Stürme und Entbehrungen, noch die größeren Gefahren auf den Dampfböten durch den Leichtsinn amerikanischer Bootsleute und durch die den Fahrzeugen so oft Verderben bringenden Baumstämme abhalten konnten, ihr schönes Vaterland zu verlassen und eine neue, so ferne Heimath zu suchen. Gewiß, Duden hat für den Missouristaat Großes geleistet, denn seine Schrift hat viele bereits Auswanderungslustige bewogen, sich dorthin zu wenden und in Anderen, die es noch nicht waren, die Sehnsucht erweckt, das als so lieblich geschilderte Land aufzusuchen, so daß in wenigen Jahren große, früher nur von wilden Thieren durchirrte Landstriche von Hunderten fleißiger Deutschen urbar gemacht und bewohnt wurden. Daher wird der Name Duden von den Amerikanern und den Nachkommen der in Missouri angesiedelten Deutschen einst mit Hochachtung genannt werden. Jetzt aber hört man über ihn an dem Schauplatze seiner Thaten selbst die entgegengesetztesten Urtheile. Einige priesen ihn als

den Gründer ihres Glückes, Andere dagegen verwünschten ihn und behaupteten, er habe sie bewogen, eine behagliche Lage im Vaterlande aufzugeben, um in Amerika mit Noth und Beschwerden zu kämpfen. Welche Partei hat aber hier recht? Welche unrecht? Das wird sich am sichersten aus dem Zustande der verschiedenen Arten deutscher, in Missouri lebenden Landleute ergeben.

Ehe ich jedoch eine treue Darstellung dieser Lage und anderer, während meiner Wanderung gemachten Beobachtungen versuche, scheint es mir passend, einige allgemeine Bemerkungen über das Reisen in den von Landstraßen entfernten und weniger angebauten Gegenden Amerikas vorauszuschicken.

In solchen Landstrichen wird jeder, dessen Vermögensumstände es irgend erlauben, wohlthun, zu Pferde zu reisen. Freilich darf er sich kein Pferd aus den livery stables in St. Louis, für das er täglich einen und einen halben bis zwei Dollars zahlen muß, und auf das er sich doch nicht verlassen kann, miethen, sondern, wenn der neue Ankömmling eine größere Reise zu machen beabsichtigt, und Gelegenheit hat, ein Pferd billig zu kaufen: so darf er diese ja nicht versäumen. Später, wenn er erst auf dem Lande bekannter ist, kann er selbst in der Nähe von

St. Louis zuweilen gute Pferde von Farmern zu dem Preis von einem halben Dollar für den Tag geliehen erhalten, auf welchen er seinen Weg weit bequemer und nicht mit bedeutend größern Unkosten zurücklegen wird, als wenn er ihn zu Fuße machen wollte. Denn das Wandern ist in Amerika so wenig üblich, daß sogar der einzige amerikanische Bettler, welcher mich um eine Gabe ansprach, seine Reise zu Roß machte. Daher sind auch die Wege ganz und gar nicht für Fußgänger eingerichtet, die häufig auf ihren Wanderungen durch kleine Flüßchen und Bäche waten müssen, weil man, so lange nur Pferde bequem hindurch können, selten darauf denkt, eine Brücke zu schlagen. Sogar ganz in der Nähe von St. Louis sind die Hauptstraßen in Illinois so schlecht, daß man sie einen großen Theil des Jahres hindurch zu Fuß gar nicht, und selbst zu Pferde nicht immer ohne Gefahr passiren kann. In solchen Gegenden ist also das Fußreisen gar nicht anwendbar; aber auch da, wo es mit mehr Bequemlichkeit unternommen werden kann, schreckt manchen Reisenden die Unannehmlichkeit davon zurück, daß er dadurch, als durch etwas ganz Ungewöhnliches, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht und als äußerst dürftig erscheint.

Mag nun aber der Reisende meinem Rathe gemäß zu Roß, oder, wenn es seine Verhält-

nisse nicht erlauben, zu Fuß das Ziel seiner Wanderung zu erreichen streben, immer wird er genöthigt sein, sobald er die Heerstraße verläßt, die Gastfreundschaft der Landleute in Anspruch zu nehmen; denn Wirthshäuser, wie man sie bei uns in jedem Dorfe findet, sind in solchen Gegenden gar nicht vorhanden, weil jeder Landmann dort für sich auf seiner oft von der benachbarten weit entlegenen Farm (Gut) wohnt. Der Reisende tritt also, sobald Ermüdung oder Hunger ihm Ruhe oder Nahrung zum Bedürfniß machen, in die seinem Wege zunächst gelegene Wohnung ohne Umstände ein und macht sich's darin bequem. In einigen Gegenden ist es Sitte, vor dem Eintreten anzuklopfen, in andern nicht. Wird das Essen aufgetragen: so bittet der hungrige Wanderer um Erlaubniß, an der Mahlzeit Theil nehmen zu dürfen, die ihm gewiß nicht leicht verweigert werden wird. Will er, gesättigt und gestärkt, seine Reise fortsetzen, dann fragt er den Hausbesitzer, wie viel seine Schuld beträgt. An lebhaften Straßen zahlt man für jede Mahlzeit 12 Cents und für Nachtquartier 6 bis 12 Cents; für die Fütterung eines Pferdes am Abend und Morgen mit Mais ¼ Doll. Weiter von der Straße entfernt wohnende Landleute weigern sich jedoch öfters durchaus Zahlung von dem scheidenden Gaste anzunehmen. Immer,

so viel ich auch in Amerika gereist bin, habe ich mich in den einfachen Blockhäusern eingeborner Farmer sehr wohl befunden und ohne Vergleich besser, als in den Wirthshäusern an den Straßen, wo man stets Gefahr läuft, mit einem andern, öfters kranken Gaste in dem nämlichen Bette schlafen zu müssen. Denn dieser Unbequemlichkeit ist der Reisende bei dem Landmanne, so zahlreich auch dessen Familie und so klein das Haus sein mag, nur sehr selten ausgesetzt; vielmehr pflegt der Wirth alles zu thun, was irgend in seinen Kräften steht, um es dem Gaste bequem zu machen, so daß mich einst ein amerikanischer Farmer in der von Musquitos wimmelnden Point in seinem mit einem Musquitonetze versehenen Bette schlafen ließ, während er selbst eine schlaflose Nacht auf der Erde zubrachte, und am folgenden Morgen von den Stichen des Ungeziefers ganz schwarz gefärbt war. Ueberhaupt findet man unter den armen, einsam lebenden amerikanischen Farmern weit mehr Gastfreiheit und Uneigennützigkeit, als bei den reichen, in der Nähe der Stadt wohnenden Gutsbesitzern.

Hier kann ich nicht umhin, eines allgemeinen Charakterzugs des eingebornen Amerikaners englischer Abkunft zu erwähnen, nämlich seine Freigebigkeit und Geringschätzung des erworbenen Geldes, die im seltsamen Gegensatze zu der Be-

gierde steht, mit welcher er es, gleichviel ob auf rechtliche oder unrechtliche Weise, zu erwerben strebt. Daher erklärt sich sein Widerwille gegen die Sparsamkeit der eingewanderten Deutschen und der von diesem Volke abstammenden Eingebornen, die ihre sauer erworbene Habe sorgfältiger zu Rathe zu halten pflegen. Oesters hörte ich auf meiner Rückreise durch Pennsilvanien die Anglo-Amerikaner über den Geiz der Abkömmlinge meiner schon vor langer Zeit dorthin ausgewanderten Landsleute spotten oder klagen. Bei der Eile meiner Reise fehlte es mir zwar an Gelegenheit, die Wahrheit oder Unwahrheit dieser Beschuldigung an Ort und Stelle zu untersuchen, jedoch möchte ich sie, einer früher gemachten Erfahrung zu Folge, keineswegs für ganz grundlos halten. Diese aber machte ich in Illionois an einem von pennsilvanischen Deutschen abstammenden dort lebenden Landmanne, Namens Keil, dem Schwager des bei dem Vorfalle mit dem **Dr.** Gempp erwähnten J. Dieser Mensch ist der unvernünftigste Geizhals, den ich noch je zu beobachten Gelegenheit fand; denn er ließ im vergangenen Jahre seinen ganzen, sehr bedeutenden Heuvorrath auf den Wiesen, so wie den Buchwaizen auf dem Felde verfaulen, wodurch ihm ein Nachtheil von mehr als 50 Dollars erwuchs, blos weil er sich scheute, das für die Herbei-

schaffung seiner Ernte geforderte Arbeitslohn auszugeben.

Auch die Creolen (eingeborne Franzosen) sind bei weitem nicht so gastfrei, als die Amerikaner von englischer Abkunft. Doch würden sie, selbst bei dem besten Willen den Reisenden gut aufzunehmen, bei ihrem Mangel an Wirthschaftlichkeit gewöhnlich der Mittel dazu entbehren. Eine sehr unangenehme Erfahrung über ihr ungastliches Wesen machte ich einst auf einer Reise in Illinois.

Damals war ich mit Tagesanbruch ausgegangen und gelangte nun Mittag an das Ufer des Missisippi, St. Louis gegenüber, doch konnte ich diese Stadt nicht erreichen, weil, wegen des starken Eisganges, das Fährboot nicht herüberkommen und die am entgegengesetzten Ufer seiner Harrenden aufnehmen konnte. Daher kehrte ich mit einem Freunde zurück, um auf dessen Landgute zu übernachten. Unterwegs aber, es mochte ungefähr um 4 Uhr Nachmittags sein, und ich hatte den ganzen Tag noch nichts genossen, ging ich nach dem Hause eines Creolen, um von ihm einige Lebensmittel zu erhalten. Kaum betrete ich den Hof, so stürzt auch schon ein großer Bullenbeißer auf mich los und zerreißt meinen Mantel und Ueberrock. Geschwind nahm ich meine Doppelflinte herunter und rief dem Fran-

zosen zu, seinen Hund sogleich festzuhalten, oder ich würde ihn erschießen. Der Mann versicherte sich nun des Hundes und ich trat in das Haus, hoffend, daß er sich gegen mich, nach dem mir durch seinen Hund verursachten Schrecken und Schaden, recht gefällig und gastfrei zeigen würde; aber darin hatte ich mich gar sehr verrechnet. Meine Bitte um Lebensmittel versicherte er nicht gewähren zu können, weil es ihm selbst durchaus daran fehle. Erst als ich ¼ Dollar auf den Tisch legte, stellte er sich, als ob er nach langem Suchen ein gutes Waizenbrod und eine Schüssel mit Pfirsichmuß entdeckt hätte, wovon ich einen köstlichen Schmauß hielt. Daß ein Landmann, bei welchem ich auf einer Reise einkehrte, noch vor der Mahlzeit Zahlung verlangt hätte, ist mir, außer in diesem Falle, niemals vorgekommen. Uebrigens war der Franzose, durch das bei dieser Gelegenheit von mir gezeigte Geld, so höflich und gastfrei geworden, daß er mich einige Zeit darauf, als ich bei seinem Hause vorüberging, einlud, hineinzutreten und mir, da ich es ablehnte, sein Pferd zur Fortsetzung der Reise anbot.

Auf diese vorläufigen Bemerkungen mag nun die Reisebeschreibung selbst folgen.

Den Heimweg machte ich über Lewis Ferry. Bis in die Nähe dieses Platzes war die Gegend

von der bei St. Louis nicht sehr verschieden. Desto stärker ist aber der Eindruck, welchen der Ueberblick beider Ufer des Missouri, von dem günstigen Standpunkte nicht weit von Angelrodts Farm aus, wo man die Fähre erwartet, auf den für große Naturscenen empfänglichen Beobachter macht. Diesseits das niedrige und flache Ufer, zum Zeichen seiner Fruchtbarkeit mit Bäumen von solcher Höhe und Stärke geschmückt, daß ich mich nirgends in den amerikanischen Urwäldern größere gesehen zu haben erinnere. Hinter und zwischen ihnen herrliche Farmen, in ununterbrochener Folge, von fleißigen Deutschen bewohnt; die schönsten darunter zwei Mühlhäusern, einem Herrn v. Dachröden und Angelrodt, gehörig; jenseits Felsen und waldige Hügel, so weit das Auge reicht, und zwischen den ungeheuern Baumstämmen, am Ausgange der fruchtbaren Thäler, einzelne ärmliche, wie absichtlich dort erbaute Landhäuser, um durch ihre Kleinheit einen Gesatz gegen die gewaltige, sie umgebende Natur zu bilden und der Schwäche des Menschen zu spotten; und nun endlich, um das Großartige der Ansicht zu vollenden, der mächtige Strom, der nach seinem geschlängelten Laufe von dem Felsengebirge herab, auf welchem er seine Segnungen über weite Landstriche verbreitete, sich in die Gewässer des ruhiger dahingleitenden gewaltigen Missisippi

stürzt, den er durch seine Kraft und Schnelligkeit mit sich fortreißt.

Auf Angelrodts Farm gibt der Reisende den mit der Fähre am jenseitigen Ufer harrenden Negern mit einem Horne das gewöhnliche Zeichen. Ungeachtet sie sogleich vom Ufer abstoßen, muß er doch über eine Viertelstunde auf ihre Ankunft warten, weil der Strom breit und ziemlich reißend ist. Das Fährgeld für eine Person beträgt ¼ Dollar, noch einmal so viel, als auf dem Dampfboote bei St. Louis für die Ueberfahrt nach dem gegenüberliegenden Ufer bezahlt wird. Das nördlich vom Missouri in der Nähe dieses Flusses sich hinziehende Land ist durchaus hügelig. Zwischen den waldigen, aber auch mit schönen, von dem Vieh gern besuchten Grasplätzen geschmückten Hügeln sind zwar enge, aber ungemein fruchtbare Thäler, von kleinen Flüßchen und Bächen durchflossen. Auf den Bergbewohner, welcher aus der fast ebenen Gegend bei St. Louis kommt, macht diese Missourigegend einen ungemein angenehmen Eindruck. Was mich betrifft, so konnte sich mein Blick lange nicht von den lieblichen Waldwiesen und den darauf weidenden Kühen losreißen, die mich so lebhaft an einzelne Partien des in der Nähe meiner Heimath emporsteigenden Thüringer Waldgebirges erinnerten.

Zunächst interessirte mich der in dieser Gegend des Missouri-Staates häufig wachsende Zuckerahorn am meisten, ein hochstämmig und schön wachsender Baum, dessen im Februar und Märzmonat aus einer in den Stamm gebohrten Oeffnung fließender Saft in einem untergesetzten Gefäße aufgefangen und dann durch Kochen in rohen Zucker verwandelt wird, der, wie Rohrzukker gereinigt, diesen meinem Urtheile nach an Lieblichkeit des Geschmackes noch übertrifft.

Doch was würden alle Naturschönheiten, alle Fruchtbarkeit des Bodens den Bewohnern nützen, wenn ihnen das höchste Gut, die Gesundheit mangelte. Aber gerade hinsichtlich der gesunden Lage sollen diese Berggegenden des Missouri-Staates vor den meisten andern Ländern der vereinigten Staaten, nach der Aussage des daselbst practicirenden **Dr.** Nasse, den entschiedensten Vorzug haben, indem die im übrigen Nord-Amerika so allgemein verbreiteten lästigen und gefährlichen Fieber hier nur selten vorkommen sollen, was theils von der gebirgigen Beschaffenheit der Gegend herrühren mag, da in Gebirgsgegenden bekanntlich das kalte Fieber weit seltener als im flachen Lande zu sein pflegt, theils von dem herrlichen, bei mehreren Farmen aus Sandsteinfelsen hervorsprudelnden Wasser, das ich so gut wie hier, während meines ganzen Aufenthalts in Amerika, nicht ge-

trunken zu haben glaube. Leider aber wissen viele Bewohner dieser Gegend die vortrefflichen Eigenschaften des guten, lautern Quellwassers nicht zu schätzen, sondern ziehen ihm den der Gesundheit so verderblichen Whisky vor.

Ungefähr zehn Meilen, von Lewis Ferry an gerechnet, den Missouri aufwärts fangen die rein deutschen Niederlassungen an, die auf einem ungefähr eilf Meilen langen, aber nicht so breiten Landstriche, großentheils von Westphalen, deren es auch in und bei St. Louis eine große Menge gibt, angelegt wurden. Zwischen diesen Niederlassungen liegt auch Dudens Farm, wenn anders das einige hundert Acker große, gänzlich mit Wald bewachsene und keine Spur von Kultur zeigende Stück Land, auf dem ein verfallenes Wohn- und Schul-Haus steht, diesen Namen verdient.

Weit lohnender als der Anblick dieser öden Waldpartie schien mir ein auf der Farm des Major Boone abgestatteter Besuch. Dieser Mann ist der Sohn des berühmten Obersten Boone, der sich so große Verdienste um die Ansiedelung Kentuckys erwarb, aber mit Undank belohnt, und durch Advocatenkniffe seiner dortigen Besitzungen beraubt, sich nach Missouri wandte, wo er, nach einem stürmischen und wechselvollen Leben, im 84. Jahre seines Alters, seine Laufbahn in der Zurückgezogenheit beschloß. Sein Anden-

ken muß dem ächten Amerikaner, als das eines um sein Vaterland höchst verdienten und an Standhaftigkeit, Tapferkeit und Redlichkeit unübertroffenen Mannes, heilig sein. Seine so vielen Indianern und wilden Thieren tödtliche Büchse und das ihm auf der Flucht vor den Indianern entfallene, aber später wiedergefundene Waidmesser wird noch von seinem Sohn bewahrt, dem übrigens die von mir besuchte Farm nicht mehr zugehört, indem sie kurz vor meiner Rückreise nach Deutschland von einem amerikanischen Landmanne, wenn ich nicht irre, für ungefähr sechs tausend Dollars, erkauft wurde.

Gewiß wird es vielen meiner Leser, die durch Cooper's Werke die Bekanntschaft des darin als Lederstrumpf, Falkenauge und Jäger der Prairien so trefflich gezeichneten Obersten Daniel Boone gemacht haben, nicht unangenehm sein, hier die einfache Erzählung einiger vorzüglich denkwürdigen Ereignisse seines Lebens zu finden. Sie sind aus der von Flint geschriebenen, und 1833 in Cincinnati gedruckten Lebensbeschreibung dieses Mannes, welche der Major Nathan Boone für die einzige glaubwürdige erklärt hat, genommen. Ohne diese Versicherung des Sohnes, dem der Vater alle wichtigen Ereignisse seines Lebens mitgetheilt hat, würde man ungewiß sein, welche Erzählungen den meisten Glauben verdienen, da

so viele, zum Theil einander geradezu widersprechende Sagen über den Obersten Boone verbreitet sind.

Dieser 5 Fuß 10 Zoll hohe, sehr gerade und stark gebaute Waldbewohner hatte eine hohe und edle Stirn, dünne, zusammengedrückte Lippen, sanfte, hellblaue Augen und ein hervorragendes Kinn. Doch mehr noch, als durch dieses angenehme und kräftige Aeußere fühlte man sich, durch den im Gesichte sowohl, als in der ganzen körperlichen Haltung abgespiegelten Ausdruck von Muth und Beharrlichkeit zur Achtung und zur Bewunderung des Mannes hingerissen.

Im Jahr 1775 wurde Daniel Boone von einer durch den Obersten Handerson aus Nord-Carolina gebildeten Gesellschaft abgeschickt, um mit den Indianern über die Abtretung eines Landstriches im Süden des Kentucky-Flusses zu unterhandeln. Das Geschäft wurde zur Zufriedenheit der Theilnehmer abgemacht, und noch im Herbste desselben Jahres zogen mehrere Familien aus Nord-Carolina nach Kentucky, um sich in dem von Boone erkauften Lande nieder zu lassen. Sie errichteten bei einer Salzquelle ein Fort, in der Gegend, wo jetzt Boonesborough steht, in dessen Nähe sich auch die Familie Boone anbaute. Hier begannen die neuen Ansiedler mit großer Thätigkeit Land urbar zu machen, vernachlässig-

ten aber dabei, weil öfters Indianer in der Gegend umherstreiften, nie die Vorsicht, Büchse und Waidmesser mit zu nehmen. Inzwischen wurden sie bis zum nächsten Jahre so wenig von Indianern beunruhigt, daß ihre frühere Wachsamkeit etwas nachließ, und sogar die Frauen sich zuweilen weiter als gewöhnlich in die das Fort umgebenden Waldungen wagten. Dies hatte auch am 14. Juli 1776 eine Gesellschaft von drei blühenden Jungfrauen, deren zwei Töchter des Obersten Calloway, und die dritte Tochter unsers Daniel Boone war, gethan, als plötzlich, während sie unbesorgt Blumen pflückten, eine hinter Bäumen lauernde Schaar Indianer hervorbrach, die erschrockenen Jungfrauen bei den Armen ergriff, und trotz alles Sträubens schnell fortriß. Sobald jedoch das Geschrei der Gefangenen nicht mehr in dem Fort gehört werden konnte, ließ die Eile der Wilden nach, die von nun an die Jungfrauen mit der achtungsvollsten Schonung behandelten. Sobald diese das von zwölf andern Indianern bewachte Lager erreichten, wurden sie mit den besten daselbst vorhandenen Nahrungsmitteln bewirthet, und alles aufgeboten, um ihnen ihre Gefangenschaft zu erleichtern. Die traurigen Eltern durchsuchten inzwischen die ganze Gegend um das Fort nach den Töchtern; da aber nirgends eine Spur von die-

sen aufzufinden war, kamen sie zu dem Schlusse, die Mädchen müßten von Indianern geraubt sein. Jetzt wurden die männlichen Bewohner der Niederlassung versammelt, und von dem Obersten Calloway und Boone aufgefordert, zur Befreiung der Gefangenen mit zu wirken. Alle erklärten sich dazu bereit, doch nahmen die Väter nur den Beistand von sieben der tüchtigsten an, mit denen sie gemeinschaftlich den Schwur thaten, alle Kräfte zur Befreiung der Jungfrauen aufbieten zu wollen. Boones Eid lautete: „Bei der ewigen Macht, die mich Vater werden ließ, will ich meine Tochter, wenn sie lebt und gefunden wird, entweder zurück bringen, oder mein Lebensblut vergießen." Hierauf brachen die Eidgenossen zur Verfolgung der Indianer auf.

Sie fanden zwar die Spur von diesen bald, doch war es überaus schwierig, ihr zu folgen, weil die Wilden mit großer Geschicklichkeit ihre Verfolger irre zu leiten wissen. So hatten jetzt auf der Flucht alle Indianer eine Reihe gebildet, in der jeder bemüht war, genau in die Fußtapfen seines Vordermannes zu treten, so daß es dem hintersten nicht schwer fiel, die Spur mit Blättern zu verdecken. Ueber die kleinen den Zug durchkreuzenden Flüßchen hatten die Wilden ihren Weg nie in gerader Richtung fortgesetzt; sondern dieser lief jedesmal eine ziemliche Strecke

in dem Flußbette hin, bevor er wieder auf dem Lande verfolgt werden konnte. An einer Stelle wurde dadurch die Verfolgung so schwierig, daß die Weißen eine Zeit lang die Spuren der Feinde nicht aufzufinden vermochten, und schon an einem glücklichen Erfolge ihrer Bemühungen zu verzweifeln begannen, als Oberst Calloway ausrief: „Gott segne mein liebes Kind! Es hat in seiner elenden Lage Geisteskraft genug behalten, um uns auf den rechten Weg zu leiten," und ein Stückchen Band aufhob, welches seine Tochter heimlich hatte fallen lassen. Von nun an folgten die Eidgenossen der wieder gefundenen Spur mit verdoppeltem Eifer, der noch dadurch vermehrt wurde, daß sich später jedesmal, wenn die Beschaffenheit der Gegend es besonders schwierig machte, die Spuren der Feinde aufzufinden, allerlei von den Mädchen hingeworfene Kleinigkeiten, besonders Stücke von Schnupftüchern oder Kleidern fanden. Am nächsten Tage zeigten sich in dem schlammigen Boden eines Flußufers die Spuren der Gefangenen sowohl, als die der Räuber so deutlich, daß die Verfolger daraus nicht nur die Zahl der Indianer erkennen, sondern sogar die Fußtapfen jedes Einzelnen genau unterscheiden konnten.

Endlich spät am Abende des funfzehnten Tages nach ihrem Aufbruche erblickten die Eidge=

nossen in einiger Entfernung zwischen Bäumen den Schein eines Feuers. Sie machten sogleich Halt und übertrugen, ohne die höhere militairische Würde des Obersten Calloway zu berücksichtigen, dem damals erst bis zum Hauptmann gestiegenen Daniel Boone den Oberbefehl. Dieser brach, nachdem der ganze Trupp sich durch Speise und Trank gestärkt hatte, nur von dem Obersten Calloway und einem andern Mann begleitet, auf. Die übrigen sollten, durch einen Hügel den Blikken der Indianer entzogen, von ihrem angestrengten Marsche ausruhen, aber sogleich bereit sein, den beiden Vätern der gefangenen Jungfrauen zu Hülfe zu eilen, sobald ihnen der als Schildwache auf dem Gipfel des Hügels aufgestellte Begleiter derselben das verabredete Zeichen gäbe. Vorsichtig auf der Erde fortkriechend näherten sich nun Boone und Calloway dem Lager der Wilden, das sie aus einem dabei befindlichen Gebüsche bequem übersehen konnten. Siebenzehn Indianer lagen hier in tiefem Schlafe auf der Erde, aber vergebens schauten die Väter nach den geliebten Kindern, und bewegten sich deswegen mit derselben Vorsicht wie früher nach einer nicht weit entlegenen Stelle, an der sie einige dunkle Gestalten erblickten. Zu ihrer unaussprechlichen Freude sahen sie hier die drei dicht an einander geschmiegten Jungfrauen sanft schlummernd, und

nur von zwei bewaffneten Indianern, von denen der eine umher schaute, der andere aber fest zu schlafen schien, bewacht. Sogleich gibt Boone dem Obersten ein Zeichen, den ruhenden Wilden sicher auf's Korn zu nehmen, um ihn, wenn er etwa erwachen sollte, sogleich niederschießen zu können. Das schwierigere und gefährlichere Wagestück, den aufrecht stehenden Wächter so plötzlich von hinten zu überfallen und zu erwürgen, daß dieser seinen Genossen nicht wecken kann, behält er sich selbst vor. Vielleicht wäre es ihm gelungen, wenn der ruhende Indianer wirklich geschlafen, oder Boone wenigstens daran gedacht hätte, daß er munter sein könnte; dieser aber glaubte seiner Sache so sicher zu sein, daß er dem nicht schlafenden, sondern nur auf der Lauer liegenden Wilden unvorsichtiger Weise seinen Schatten zeigte. Augenblicklich springt nun der vermeintliche Schläfer mit fürchterlichem Geschrei auf, welches die in dem andern Lager befindlichen Indianer so schnell herbei zieht, daß beide Freunde, bevor sie einen Entschluß über die in so dringender Gefahr zu beobachtende Handlungsweise gefaßt haben, umringt und von jedem Wege zur Flucht abgeschnitten sind. Jeder Versuch aber zur Rache oder Gegenwehr würde nicht nur ihr eigenes Leben, sondern auch das ihrer Töchter gefährdet haben, und so müssen sich die nun besiegten Hel-

den, aus Liebe zu ihren Kindern, ohne Widerstand den Feinden ergeben; doch bitten sie nicht um ihr eigenes Leben, sondern nur um das der geliebten Töchter, und es gelingt ihnen zuletzt die gereizten Wilden etwas zu besänftigen. Nachdem diese die neuen Gefangenen fest mit Riemen gebunden, und sich ihrer durch ausgestellte Wachen versichert haben, wird eine Berathung über die Art der von ihnen verwirkten Todesstrafe gehalten.

Diesmal wichen die Indianer von dem gewöhnlichen Verfahren gegen Kriegsgefangene ab, denn statt den Obersten Calloway und Boone zu einem langsamen, durch vielfache Qualen geschärften Feuertode zu verdammen, milderten sie aus Rücksicht auf die von beiden Freunden bewiesene Standhaftigkeit das Urtheil dahin, daß deren Hinrichtung am folgenden Morgen ganz in der Stille vollzogen, und darauf ihre Kopfhaut, um als Siegeszeichen zu dienen, abgestreift werden sollte, die Jungfrauen aber wollten die Räuber bis auf weitere Bestimmung in Gewahrsam behalten.

Mit Tagesanbruch werden Boone und Calloway, unter einer Bedeckung von Wilden, in eine solche Entfernung von dem Lager geführt, als erforderlich ist, um ihren Töchtern das Schauspiel der Hinrichtung zu entziehen. Schon sind

sie an Bäume fest gebunden, und die dazu erkorenen Indianer halten sich fertig, mit ihren Tomahawks die Hinrichtung zu vollziehen, als plötzlich Gewehrfeuer ertönt. Zwei Indianer stürzen sogleich todt nieder, und eine zweite und dritte Salve treibt alle überlebenden in wilder Flucht aus einander. Die zurückgebliebenen Eidgenossen hatten nämlich lange auf Nachricht von ihren Führern gewartet, da diese aber ausblieb, brachen sie beim ersten Grauen des Morgens auf, um Kundschaft einzuziehen, und waren so glücklich, zeitig genug einzutreffen, um den schmählichen Mord der gefesselten Helden zu hindern.

Unbeschreiblich war das durch keinen Verlust treuer Freunde im Kampfe getrübte Entzücken der Töchter über die kaum noch gehoffte Rettung der Eltern, so wie dieser über die Befreiung der Kinder. Der Rückweg wurde angetreten, nachdem die Jungfrauen sich hinlänglich von den während der Gefangenschaft erduldeten Beschwerden und der heftigen Wirkung so plötzlich auf sie einstürmender, entgegengesetzter Gefühle erholt hatten, und ohne Unfall oder Zusammentreffen mit Indianern beendigt.

Folgende Anekdote erzählt Herr Audubon vom Obersten Boone.

„Als ich einst nach einem Jagdzuge mit diesem merkwürdigen Manne in demselben Hause

übernachtete, sah ich mit Erstaunen, daß er, während wir uns auskleideten, nur sein Jagdhemd ablegte, und sich dann auf eine über den Boden des Zimmers ausgebreiteten Decke niederließ, indem er versicherte, ein solches Lager sei ihm weit angenehmer, als das weichste Bett. Da wir jedoch beide mehr zum Plaudern, als zum Schlafen geneigt waren, erzählte mir Boone folgendes Ereigniß aus seinem Leben.

„Zu der Zeit, als Kentucky noch im Besitze der Indianer war, machte ich einst einen Jagdzug an den Ufern des grünen Flusses. Kurz vorher war zwischen den Indianern und Virginiern ein Krieg ausgebrochen, und ich folgte den Spuren der erstern in eben so feindlicher Absicht, wie ich jetzt denen eines grimmigen Raubthieres folgen würde. In einer finstern Nacht überfielen sie mich aber, nachdem ich mein Feuer ausgelöscht hatte, so plötzlich, daß weder an Flucht, noch an Gegenwehr zu denken war. Denn im ersten Schlummer fühlte ich mich von vielen Händen unsanft ergriffen, und ehe mir meine Lage völlig klar wurde, hatten mich die Indianer so fest gebunden, daß ich mich kaum zu rühren vermochte, und führten mich nach ihrem einige Meilen entfernten Lager. Groß war hier bei meiner Ankunft die Freude der Zurückgebliebenen, da ich allgemein für den unversöhnlichsten Feind

der Wilden galt, deren Bemühungen, mich in ihre Gewalt zu bekommen, zeither immer vergeblich gewesen waren. Besonders gaben mir Weiber und Kinder deutlich genug zu verstehen, welches ergötzliche Schauspiel ihnen am folgenden Tage mein martervoller Tod sein würde. Während ich diesen dem Anscheine nach gleichgültig erwartete, überlegte ich, ob es nicht auf irgend eine Art möglich sein sollte, dem drohenden Verderben noch zu entrinnen und den Schurken die gehoffte Freude zu verderben. In diesen Gedanken wurde ich durch die Weiber gestört, welche mein Jagdgewand eifrig durchsuchten, und glücklicher Weise eine mit starkem Whisky gefüllte Flasche entdeckten. Ein schreckliches Grinsen verzerrte bei diesem Anblicke ihre mörderischen Mienen, während die Hoffnung, daß das in der Flasche enthaltene Getränk die Feinde berauschen könnte, mein Herz mit Freude erfüllte. Die Flasche macht nun die Runde, aber ich bemerke mit Schrecken, daß die Weiber weit stärker trinken, als die Krieger. Da hören wir plötzlich den schwachen Knall eines in der Ferne abgefeuerten Flintenschusses; augenblicklich springen die Männer auf, und unterreden sich in einiger Entfernung von mir mit den Weibern. Diese kehren allein zurück, denn die Krieger ziehen aus, um zu untersuchen, ob in der Nähe ihres Lagers be-

findliche Feinde, von denen Gefahr droht, den Schuß abgefeuert haben. Nach dem Abmarsche der Männer schlürfen die Weiber begierig den übrigen Whisky, der auf die halb berauschten so mächtig wirkt, daß sie bald besinnungslos am Boden liegen. Jetzt wälze ich mich nach dem Feuer, brenne die Stricke, welche mich fesseln durch, erhebe mich, suche durch Bewegung wieder etwas Leben in die erstarrten Glieder zu bringen und ergreife dann meine Büchse. Kaum kann ich der Begierde widerstehen, mit dem Tomahawk die Schädel meiner Feindinnen zu spalten; doch hält mich der Gedanke davon zurück, daß eine solche That als feiger Mord erscheinen möchte, und zum erstenmal schone ich das Leben von Indianern. Aber den für mich so merkwürdigen Ort wollte ich bezeichnen, und hieb deswegen auf der Flucht mit meinem Tomahawk aus einer schön gewachsenen jungen Esche drei große Späne. Sobald ich über den in der Nähe fließenden Strom geschwommen war, verbarg ich mich tief im Schilfe, meine Verfolger aber suchte ich dadurch zu täuschen, daß ich genau den Gang der Indianer nachahmte.

„Jetzt sind 20 Jahre seit jenem Ereignisse verflossen, und 5 seit ich mich aus den Niederlassungen der Weißen zurückzog, die ich wohl nie wieder besucht haben würde, wenn ich nicht we-

gen eines Rechtsstreites nach Kentucky berufen worden wäre. Der Fall war folgender:

„Der von Virginien nach Kentucky ausgewanderte Herr N. hatte in der Nähe des grünen Flusses ein mehrere tausend Acker enthaltendes Grundstück gekauft, „dessen Anfang," wie es in der Urkunde heißt, „durch eine von dem Tomahawk eines weißen Mannes mit drei deutlichen Narben bezeichnete Esche bestimmt wird." Diese war aber, seit jenes Merkmal in der Urkunde festgesetzt wurde, so sehr gewachsen, daß die Narben sich unter der deckenden Borke nicht mehr auffinden ließen. Herr N., welcher gehört hatte, daß ich die Esche bezeichnet haben sollte, ersuchte mich daher schriftlich, nach Kentucky zu kommen, um durch Bestimmung des Grenzzeichens den Rechtsstreit zu seinen Gunsten zu entscheiden. Da er mir Ersatz der Reisekosten zugesichert hatte, trug ich kein Bedenken zu willfahren, und ritt gleich nach meiner Ankunft in seiner Gesellschaft nach der Stelle, an welcher ich durch den grünen Fluß geschwommen zu sein glaubte. Schon deckte nächtliches Dunkel die Waldung, und ich mußte daher den Aufgang des Mondes erwarten, um den Platz, wo ich die Esche zu finden hoffte, aufzusuchen. Nachdem ich ihn entdeckt hatte, war mir zu Muthe, als hausten die Indianer noch dort, und als wäre ich noch ihr Gefangener."

„Mit Tagesanbruch durchstrich ich die Gegend, und gelangte bald zu der Ueberzeugung, daß eine schlank empor gewachsene Esche die nämliche sein müßte, welche ich vor 20 Jahren mit meiner Streitaxt bezeichnet hatte. Ich theilte Herrn N. sogleich die Entdeckung mit, und dieser bat mich, so lange in der Nähe zu verweilen, bis er einige Zeugen aus der Nachbarschaft herbei gerufen habe. In der Zwischenzeit spürte ich nach größerem Wilde umher, aber welche Veränderung können doch 20 Jahre in einem Lande bewirken! Zu der Zeit, wo mich die Indianer gefangen nahmen, brauchte man höchstens eine Meile in Kentucky zu gehen, um einen Hirsch oder Bären zu schießen, und Tausende von Büffeln belebten die Thäler und Hügel. Jetzt aber zeigten sich an den Ufern des grünen Flusses nur wenige Hirschfährten, Hirsche selbst erblickte ich nicht.

„Endlich kehrte Herr N. in Gesellschaft von drei Zeugen zurück, die mich mit so viel Ehrfurcht betrachteten, als wenn ich Washington selbst gewesen wäre. Nachdem wir bei der Esche angekommen waren, begann ich mit der Axt Stücken Rinde abzuhauen, aber noch zeigten sich keine Spuren der Narben. So hieb ich denn von neuem, bis ich glaubte, daß es Zeit sei, vorsichtiger zu verfahren. Nun schabte ich mit dem Waidmesser so lange, bis die drei Narben deut-

lich hervortraten. Alle Zuschauer waren erstaunt, und Herr N. gewann seinen Prozeß."

Um dem Leser eine Vorstellung von der Lage der Farmer in der schönen Missouri-Gegend bei Dudens Landsitze zu geben, scheint es am passendsten, die deutschen Landleute, nach Verhältniß des von ihnen aus der Heimath mitgebrachten Vermögens sowohl, so wie ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften, unter drei verschiedene Abtheilungen zu bringen, und die Lage einer jeden von diesen für sich zu betrachten.

Da aber unter den deutschen Farmern in Missouri der Bauernstand wohl die meisten und gewiß im Allgemeinen auch die tüchtigsten und glücklichsten Mitglieder zählt: so halte ich es für das Passendste mit der Schilderung seines Zustandes zu beginnen.

Ein deutscher Bauer, welcher sogleich nach seiner Ankunft in Missouri eine Farm kaufen, oder eine solche auf Congreßland anlegen will, muß in dem letzten Falle wenigstens eine Summe von 400 Dollars und im erstern eine noch weit bedeutendere mitbringen. Denn 80 Acker Congreßland (weniger dürfen nämlich nach den über dessen Verkauf bestehenden Gesetzen nicht abgelassen werden) kosten 100 Dollars. Vieh hat wenigstens denselben Preis wie in Deutschland, Ackergeräthe dagegen einen weit höheren.

So wird z. B. in St. Louis ein guter Ochsenwagen mit wenigstens 78 Dollars bezahlt, und andere Hülfsmittel des Ackerbaues sind, wenn man die Preise mit den in Deutschland üblichen vergleicht, nicht billiger. Dies wird besonders dem Gärtner einleuchten, wenn er genöthigt ist ein elendes, nach kurzem Gebrauche sich verbiegendes Grabscheit mit 1 Dollar in St. Louis zu bezahlen. Hat nun aber der Bauer seine 80 Acker Congreßland, das unentbehrlichste Vieh, nämlich ein Paar Zugochsen, ein Pferd, eine Kuh mit dem Kalbe und einige Schweine, nebst dem nöthigsten Ackergeräthe gekauft: so muß er noch Geld genug übrig haben, um davon sich und seine Familie ein Jahr lang erhalten und ein Blockhäuschen bauen zu können. Selbst aber dann, wenn wir bei dieser Berechnung das Pferd weglassen, was jedoch dem Landmanne, der nicht von dem Nachbar eins zum Bepflügen des indischen Korns leihen kann, ganz unentbehrlich ist, wird es für den neuen Ansiedler schwierig sein, mit einer geringeren, als der genannten Summe im ersten Jahre auszukommen. Daß er keine Schulden auf sein Land macht, setze ich nämlich voraus, denn bei dem hohen Zinsfuße von 10 Procent in Missouri, würde es sonst wahrscheinlich bald für ihn verloren sein. In Illinois waren die Zinsen während meines Aufenthalts da-

selbst noch höher und 12 bis 12½ Procent wurden gewöhnlich bezahlt.

Bedarf aber der sich auf Congreßland ansiedelnde Bauer wenigstens 400 Dollars, um dies ausführen zu können, so muß wohl derjenige, welcher schon urbar gemachtes Land mit einem darauf erbauten Blockhäuschen kauft, einer größeren Summe bedürfen. Der geringste Preis einer 80 Acker, wovon 12 urbar gemacht waren, enthaltenden Farm betrug in dem von Duden geschilderten Theile des Missouristaates, wenn ein wohnliches Blockhaus darauf stand, im vorigen Jahre 350 bis 400 Doll. Alle übrigen bei einer Ansiedelung auf Congreßland erforderlichen Ausgaben, die für das Haus abgerechnet, fallen dem Käufer einer solchen Farm ebenfalls zur Last, und so ist die Annahme, daß er nicht wohl mit weniger, als mit 600 Dollars den Ankauf und die Einrichtung der Farm, so wie seinen Unterhalt bis zur nächsten Ernte bestreiten könne, gewiß nicht übertrieben.

Uebrigens bin ich weit davon entfernt, denjenigen jungen und kräftigen Bauern, welche zur Auswanderung geneigt sind und die genannte Summe nicht besitzen, davon abrathen zu wollen. In der früheren Zeit meines Aufenthaltes in Amerika war es tüchtigen Arbeitern möglich, durch Backsteintragen in St. Louis täglich 1½

Dollar und beim Aus- und Einladen der Dampfböte noch mehr zu verdienen, wo denn ein sparsamer Mann in einigen Jahren so viel erübrigen konnte, als er bedurfte, um selbst eine Farm anzukaufen und einzurichten.

Nach der später durch die vielen Bankrotte der Kaufleute und die Zahlungsunfähigkeit der Banken in Amerika entstandenen Geldnoth und Stockung der Geschäfte möchte ich aber jeden Arbeitsmann, der sich dort die zum Ankaufe einer Farm erforderliche Summe zu erwerben gedenkt, warnen, seine Auswanderungspläne auszuführen, bevor er sichere Nachricht erhalten hat, daß die dortigen Verhältnisse sich für Leute seines Standes günstiger gestaltet haben.

Nehmen wir nun an, daß ein auf Congreßland angesiedelter Bauer mit Hülfe von Frau und Kindern oder anderer Angehörigen in Zeit von wenigen Jahren 20 Acker Landes urbar gemacht und mit Fencen umgeben hat. Diese benutzt er zwar größtentheils zum Anbau von Mais, doch bestimmt er auch einen Theil davon für die, selbst in Amerika dem Deutschen unentbehrliche Kartoffel und zu einem Gärtchen. Das zur Betreibung des Ackerbaues und zur Nahrung für ihn und seine Familie erforderliche Vieh weidet in der Nähe der Wohnung, so daß ihm dessen Unterhalt nicht die geringsten Kosten verursacht,

und neben seinem Blockhause hat er noch einen Pferdestall errichtet. Ein herrlicher Quell sprudelt in der Nähe seiner Wohnung hervor, dessen lauteres Wasser, nebst der gesunden Lage des Gütchens viel dazu beiträgt, ihn und seine Familie frisch zu erhalten. An Speck, Maisbrod und Kartoffeln fehlt es ihm nie. Ist er recht wirthschaftlich, so baut er auch Kohl und Gemüse für sich und seine Familie. Vielleicht findet er es auch vortheilhaft, etwas Tabak zu seinem eigenen Gebrauche und zum Verkaufe zu ziehen, oder andere Producte, die er im Ueberflusse hat, zu verwerthen und sich von dem Ertrage manche kleine Bedürfnisse anzuschaffen. Sind seine Farmerarbeiten geendigt, so geht er nach St. Louis, wo er wohl einen Monat lang bleibt, um bei den Bauten, oder bei andern Arbeiten zu helfen. Für das dort erworbene Geld kauft er theils die unentbehrlichsten Kleidungsstücke, theils benutzt er es, um bei Gelegenheit sein Hauswesen und seinen Viehstand zu verbessern. Abgaben hat er allerdings. Diese sind aber so unbedeutend, und bei der Abschätzung seiner Habe verfahren die mit diesem Geschäfte beauftragten Männer so nachsichtig, daß ihre Entrichtung nicht leicht beschwerlich fallen kann.

Der nämlichen Vortheile, welche der auf Congreßland angesiedelte Bauer genießt, sobald er

es urbar gemacht und seine Landwirthschaft gehörig eingerichtet hat, erfreut sich natürlich derjenige noch früher, welcher eine schon angebaute Farm zu kaufen vermag.

Uebrigens muß ich noch als einen Vorzug des hier geschilderten Theiles von Missouri erwähnen, daß dort nicht leicht dem Landmanne das nöthige Holz zum Brennen, womit man in Amerika sehr verschwenderisch umgeht, und zur Unterhaltung der Fencen fehlen wird. Dieses wächst zwar in den meisten Gegenden Amerikas im Ueberflusse, doch gibt es andere, worunter ich besonders mehrere von mir besuchte in Illinois rechne, wo der Mangel daran auf die ganze Lage des Landmannes höchst nachtheilig wirkt.

Rechnet man zu allen diesen Vortheilen noch den hinzu, daß der Farmer in Amerika keinem anderen Stande nachsteht, daß der Bauer, wenn er nicht versäumt, sich um das Bürgerrecht zu bewerben, schon nach einem Aufenthalte von 2 Jahren im Missouristaate seine Stimme bei der Wahl der Obrigkeiten mit abzugeben das Recht hat, und daß er, was ich mit für das Wichtigste halte, in der hier beschriebenen Gegend unter Landsleuten lebt, so kann man seine Lage nur für eine glückliche halten.

Der zweiten Abtheilung der Farmer, nämlich denen aus dem deutschen Mittelstande, die kein

bedeutendes Vermögen besitzen, sei es, daß sie in Deutschland Ackerbau getrieben haben, oder nicht, ist im Allgemeinen ein sehr verschiedenes Loos von dem der ersten beschieden. Diese Männer verlassen, durch Schriften, die das Farmerleben mit allzu reizenden Farben und die davon unzertrennlichen Arbeiten und Entbehrungen als unbedeutend schildern, verlockt, oft eine sehr günstige Lage in der Heimath, um das ihrer Einbildung vorschwebende Paradies aufzusuchen, welches sie dann freilich in der Wirklichkeit ganz anders finden, als sie erwartet hatten. Oft fehlt ihnen sogar das zur ersten Einrichtung einer Farm unentbehrliche Geld, denn auch die mit dieser verknüpften Kosten pflegen in solchen Büchern bei weitem zu gering angeschlagen zu werden, und manche, die zuversichtlich glaubten, Geld genug zu haben, um ein wohlangebautes Landgut zu kaufen, sind genöthigt, sich auf Congreßlande anzusiedeln. Wie sauer muß nun diesen Männern das beschwerliche Urbarmachen von Waldlande werden, wobei sie Tag für Tag Bäume zu fällen, oder was noch weit angreifender ist, Fenceriegel zu spalten haben. Ja, doppelt so schwer, als Andern muß die Täuschung solche Arbeiten denjenigen machen, die sich nach ihren Büchern einbildeten, sie würden dieselben mit Leichtigkeit, ja fast spielend verrichten können. Viele dieser

Männer aus dem Mittelstande verwünschen den Landbau und diejenigen, welche in ihnen den Entschluß zur Reise brachten, sich damit zu beschäftigen, und suchen entweder auf eine andere Weise ihren Unterhalt in Amerika zu erwerben, oder kehren, wenn sie das zur Rückreise nothwendige Geld erschwingen und in Deutschland auf irgend ein Unterkommen rechnen können, in ihre Heimath zurück. Aber auch diejenigen zu dieser Abtheilung der Farmer gehörigen Männer, welche vermögend sind, eine urbar gemachte Farm zu kaufen, fühlen sich gewöhnlich höchst unglücklich. So lange die von zu Hause mitgebrachten Kleider, das Schuhwerk und Geld nachhalten, sind sie noch leidlich zufrieden. Sobald aber diese verbraucht sind, gerathen sie in die bitterste Verlegenheit, denn bei der Entfernung von St. Charles oder St. Louis können sie die Producte des Ackerbaues nicht vortheihaft genug verkaufen, um dafür die nöthigen Kleider und das unentbehrlichste Schuhwerk anzuschaffen, zumal da sie nebenbei noch Geld auf manche Bedürfnisse, als Zucker, Kaffee, Thee u. s. w. verwenden, welche der deutsche Bauer entweder gar nicht kennt, oder doch gern entbehrt. Die Viehzucht aber, welche in von Städten entfernten Gegenden Amerikas ungleich mehr Gewinn bringt, als der Ackerbau, weil die Producte derselben,

als Fleisch, Butter und Käse ungleich kostbarer, und die Ausgaben für ihren Transport verhältnißmäßig geringer sind, als diejenigen, welche auf die Fortschaffung der Producte des Ackerbaues verwendet werden müssen, läßt sich ohne bedeutenden Aufwand nur nach und nach heben. Sie kann also während der ersten Jahre keinen ansehnlichen Gewinn bringen. Gleich den Farmern aus dem Bauernstande als Tagelöhner zu arbeiten, um Geld zum Kleiderkauf zu erwerben, schämen sich diese Männer aus den sogenannten gebildeten Ständen, und doch suchen ihre Frauen nicht von den amerikanischen Bäuerinnen das Weben und Kleidermachen zu lernen. Viele zu dieser Abtheilung gehörige Farmer sind überdies gewöhnt, sich wissenschaftlich zu beschäftigen, aber wie könnten sie daran denken, Bücher zu kaufen, da ihnen oft die Mittel fehlen, sich die nothwendigsten Lebensbedürfnisse anzuschaffen?

Aus den angeführten Gründen und nach der eigenen Aussage vieler unter ihnen kann ich diese zweite Klasse von Farmern im Allgemeinen keineswegs für glücklich halten.

Unter die dritte Abtheilung rechne ich diejenigen, welche ein ansehnliches Vermögen aus Deutschland mitbringen und große Güter kaufen, welche sie entweder durch Tagelöhner oder durch Neger bearbeiten lassen. Zu dieser Klasse gehö-

ren nur wenige Männer, von denen ich blos einen persönlich kenne. Doch habe ich von den meisten gehört, daß ihr mitgebrachtes Vermögen sehr abgenommen hat, was auch bei den im Missouristaate mit einer solchen Betreibung der Landwirthschaft, wie die ihrige, verbundenen Ausgaben und Schwierigkeiten nicht wohl anders sein konnte. Will nämlich jemand in den deutschen Ansiedelungen sein Land durch freie Arbeiter bestellen lassen, so muß er einem jeden von ihnen täglich wenigstens einen halben Dollar bezahlen, ein Lohn, der mit dem höchst mittelmäßigen Absatze der Producte in dieser Gegend außer allem Verhältnisse steht. Will er dagegen Neger halten, so erfordert der Ankauf derselben eine große Summe, die durch ihre Arbeit nicht leicht wieder eingebracht werden kann. Ein junger, kräftiger Neger männlichen Geschlechts wurde ungefähr mit 1000 Dollars bezahlt und man versicherte mir, Eversmann, welcher mit Duden zusammen die Reise nach Missouri machte, habe einen widerspänstigen und bösartigen Sklaven für 1100 Dollars in St. Louis verkauft. Ja, von 6 bis 7jährigen Kindern erzählte man, sie seien für 300 Dollars gekauft worden. Abgesehen von der bedeutenden Ausgabe, welche die Anschaffung der Neger erfordert, sollte auch noch der Umstand den deutschen Landmann davon ab-

halten, daß sie gewöhnlich Deutschen weit weniger gehorchen, als Amerikanern. Diese Erscheinung erklärt sich durch eine gewisse Geringschätzung, welche sie gegen jene hegen, und dadurch, daß ihnen in der Regel die Einwanderer weniger Furcht einzuflößen wissen, als die Eingebornen.

Nun bleibt mir nur noch übrig, bevor ich meine Rückreise beschreibe, einige allgemeine Bemerkungen mitzutheilen, die ich über einen Theil von Illinois, während verschiedenen Reisen und während eines dreimonatlichen Aufenthaltes in diesem Lande zu machen Gelegenheit hatte, wobei ich mich um so kürzer fassen kann, da bereits manches hierher Gehörige, besonders in der Beschreibung der bei St. Louis lebenden Thiere und des dort bei der Landwirthschaft üblichen Verfahrens erwähnt worden ist.

Läßt man sich von St. Louis nach dem jenseitigen Ufer des Mississippi übersetzen, so ist alles Land von diesem Flusse an bis zu den ungefähr 7 Meilen entfernten Anhöhen, einige in ziemlicher Entfernung von einander vereinzelt stehende Hügel ausgenommen, niedrig, flach und zum Theil, besonders während der Wintermonate, mit Wasser bedeckt. Dieser Umstand sowohl, als auch der schwarze, marschige Boden des Bottomlandes (so wird nämlich der Landstrich zwischen dem Mississippi und den ersten Anhöhen genannt) hin-

dert, wie bereits früher bemerkt wurde, einen großen Theil des Jahres hindurch die Verbindung zwischen Illinois und dem Missouristaate. Durch diese Unterbrechung der Verbindung leiden die Bewohner beider Staaten gleichmäßig. In St. Louis steigen nämlich im Winter, wegen Mangel an Zufuhr aus Illinois, die Preise der Lebensmittel und Steinkohlen zu einer außerordentlichen Höhe, während die Preise beider in Illinois, oft in geringer Entfernung von dieser Stadt, nur den fünften Theil von dem dortigen Marktpreise betragen. Aus dem Umstande, daß St. Louis größtentheils von Illinois aus mit Lebensmitteln versehen wird, erhellt, daß der dieser Stadt zunächst gelegene Theil von Illinois sehr fruchtbar und gut angebaut sein muß. Auch der größtentheils aus Prairie mit weniger Waldung bestehende und ausgedehnte Seen enthaltende Bottom zeigt überall, wo das Wasser einigen Abzug hat, ungemeine Fruchtbarkeit. Fast alle Bewohner desselben sind eingeborne Franzosen, von denen jedoch viele die von ihnen ausgebeuteten Ländereien nur gepachtet haben. Die Mehrzahl ist dürftig, da sie lieber auf der Jagd umher streichen und Enten und Häschen zum Verkaufe nach St. Louis schießen, als in der Landwirthschaft thätig sind. Uebrigens würde die selbst verschuldete Armuth allein sie wohl

nicht muthlos machen, weil den Franzosen, sogar unter den ungünstigsten Verhältnissen, seine fröhliche Laune selten zu verlassen pflegt, wenn nicht viele durch Moräste und schlechtes Trinkwasser erzeugte Fieber hinzukämen, welche ihnen im Allgemeinen ein kränkliches und mürrisches Ansehen geben. Diese Creolen sprechen ein verdorbenes Französisch und sind so wenig lernlustig, daß viele von ihnen, obgleich rings umher Amerikaner von englischer Abkunft wohnen, nicht die geringsten Fortschritte in der englischen Sprache gemacht haben.

Jenseits des Bottom erhebt sich das Land wohl um 100 Fuß. In den ersten Anhöhen sind bedeutende Steinkohlenlager, aus denen St. Louis viel Brennstoff bezieht. Nach Ersteigung der Höhe sieht man vor sich eine neue, größtentheils mit Waldung, an der es in Bottom fast gänzlich mangelt, bedeckte Ebene. Ueberhaupt wechselt nun Wald und Prairie mit einander ab, und in einigen Gegenden gewähren die vielen, am Saume des Waldes in der Prairie gelegenen Landhäuser, die man mit einem Blicke übersehen kann, einen freundlichen Anblick. Bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens werden nicht nur alle in der Nähe von St. Louis vorkommenden Feldfrüchte, sondern auch verschiedene dort nicht von mir bemerkte, wie z. B. der

Wunderbaum (ricinus) im Ueberflusse gebaut. Schöne Obstgärten, größtentheils Aepfel- und Pfirsichbäume enthaltend, geben in gesegneten Obstjahren eine so reichliche Ernte, daß die Besitzer häufig einen Theil derselben, aus Mangel an Gehülfen beim Sammeln und Trocknen des Obstes, oder bei der Bereitung von Cider und Pfirsichbranntwein, den Schweinen Preis geben, oder gar verfaulen lassen müssen.

Uebrigens kann der Ackerbau, so herrliche Früchte er in Illinois bringt, sich mit der Viehzucht in diesem Lande nicht messen; so wenig als irgend ein anderer Staat der Union es ihm darin gleich thut. Zahllose Schaaren von Kühen und Pferden finden in den ausgedehnten Prairien reichliche Weide und die Schweinezucht gedeiht nicht minder bei der trefflichen Mast in Wäldern voll Eichen und Wallnußbäumen. Nicht selten besitzen Landleute über dreihundert Stück Schweine, und Rindvieh traf ich, besonders in Neu-Schweizerland, einige dreißig Meilen von St. Louis, in so großer Menge, daß z. B. der Doctor Köpfli, wie er mir sagte, ungefähr 70 Milchkühe hatte. Ein anderer Schweizer, Namens Suppiger, besaß gleichfalls mehrere hundert Stück Rindvieh, dessen Verkauf sowohl, als der von Butter und Käse, einen großen Wohlstand in der Niederlassung verbreitet zu haben scheint; denn das

Hauswesen der meisten Schweizer fand ich ungleich besser, als das ihrer Nachbarn eingerichtet. Fast alle hatten Oefen, statt der sonst bei amerikanischen und deutschen Landleuten üblichen Kamine, mehrere sogar Sophas und mit Tapeten geschmückte Wohnstuben. Uebrigens bemerkte ich, daß die Schweizer sich häufig in Amerika in den flachesten Gegenden anzusiedeln pflegen, ohne das Heimweh zu bekommen, woraus sich ergibt, daß sie dieser Krankheit weit weniger unterworfen sind, als man gewöhnlich zu glauben scheint.

Größeres Wild, als Hirsche und Truthühner, findet sich in Illinois schon in geringer Entfernung von St. Louis. Am zahlreichsten sind aber die Wasservögel, deren es auf den vielen Seen und Sümpfen, besonders zur Zugzeit, eine fast unglaubliche Menge gibt.

Nachdem ich im Vorhergehenden die Vortheile geschildert habe, deren sich der Einwanderer in Illinois zu erfreuen hat, liegt es mir nun ob, die dort zu bekämpfenden Nachtheile vorzulegen, damit er nach sorgfältiger Vergleichung beider abwägen könne, ob eine Niederlassung in den von mir besuchten Gegenden von Illinois, oder in dem von Duden und v. Martels deutschen Auswanderern angepriesenen Theile des Missouristaates glücklichern Erfolg verspricht.

Der im Bottom herrschenden Fieber habe ich schon erwähnt. Diese sind zwar allen niedrigen und sumpfigen Gegenden Amerikas eigen und können in Illinois wohl nirgends allgemeiner sein, als in der im Missouristaate zwischen dem Missouri und Mississippi eingeschlossenen und an die Vereinigung beider Ströme grenzenden Point; doch wird behauptet, daß Fieber aller Art in den höher liegenden Gegenden von Illinois weit gewöhnlicher, als in solchen Bezirken des Missouri-staates sein sollen, die eine ähnliche Lage haben. Als den Grund dieser Erscheinung bezeichnet man die in Illinois so häufigen, der Gesundheit nachtheiligen Nebel und den Mangel an gutem, frischen Quellwasser, welches das schlechte Wasser der dortigen Ziehbrunnen nicht zu ersetzen vermag. Ungeachtet aber die Bewohner von Illinois im Allgemeinen mehr an Fiebern leiden, als die des Missouristaates, was wohl durch das Zeugniß von in beiden Staaten lebenden Aerzten außer Zweifel gesetzt wird, sah ich doch in Illinois verhältnißmäßig mehr bejahrte Leute, als in Missouri, so daß die dort herrschenden Fieber der Erreichung eines hohen Alters nicht hinderlich zu sein scheinen.

Ein zweiter Nachtheil vieler Gegenden in Illinois entspringt aus dem ihm eigenthümlichen Holzmangel. Daß alles angebaute Land in Ame-

rika durch Einzäunungen gegen das Vieh geschützt werden muß, wenn es eine Ernte bringen soll, ist in der Darstellung des bei der Landwirthschaft in Missouri üblichen Verfahrens aus einander gesetzt worden. Eine solche Befriedigung erfordert viel Holz, was beim Ankaufe im Einzelnen sehr hoch kommt. Deswegen ist der Holzmangel in Amerika noch weit drückender als bei uns, wo man in holzarmen Gegenden durch Ansäen und Anpflanzen von Bäumen mit der Zeit das nöthige Brennholz zu gewinnen hoffen darf, da hingegen in jenem Lande an ein künstliches Erziehen des ungleich größeren, beim Einzäunen der Felder erforderlichen Holzbedarfes gar nicht zu denken ist. Allerdings sind Versuche gemacht worden, durch Wälle von Erde das Vieh von dem angebauten Lande abzuhalten; allein diese wurden entweder durch die Feuchtigkeit zerstört, oder von dem Vieh, wie man mir versicherte, mit den Hörnern beschädigt und unbrauchbar gemacht.

Indianer findet man jetzt in den hier beschriebenen Gegenden von Illinois nicht mehr, und nur seit einer Reihe von Jahren dort ansässige Landleute wußten von Gewaltthaten und Grausamkeiten jener gegen ihre Familien als Augenzeugen zu erzählen. Auf den nordwestlichen um Golena und um den **Rock river** gelegenen Theil des Staa-

tes dagegen machten die Indianer bis zum Jahre 1832 Ansprüche, und entsagten diesen erst dann, als das unglückliche Ende des blutigen, unter Black Hawks Leitung von ihnen zwei Jahre lang zur Behauptung dieses Landstriches geführten Krieges sie dazu nöthigte.

In der Voraussetzung, daß dem Leser die Erzählung einiger merkwürdigen Vorfälle aus diesem Kriege zugleich Belehrung und Unterhaltung verschaffen wird, lasse ich sie hier folgen:

Im Jahre 1832 am 20. Mai brachen die Indianer in die Häuser von drei Familien, Namens Hall, Davieß und Pennigrew, tödteten daselbst 15 Männer, Weiber und Kinder, skalpirten sie und verstümmelten die Leichen, worauf sie die Weiber bei den Füßen aufhingen, die Kinder in Stücken hieben, die Häuser verbrannten und das Vieh tödteten. Nur zwei im Felde arbeitende Knaben wurden zufällig, und zwei der Familie Hall angehörende Jungfrauen absichtlich von den Indianern verschont. Die Schicksale der beiden letztern während ihrer Gefangenschaft mag der Leser aus der Erzählung der ältesten von ihnen, Namens Silvia, kennen lernen.

„Am 20. Mai 1832 kam früh am Morgen eine Abtheilung Indianer zu meines Vaters Hause, der sich gerade mit einem Nachbarn, Herrn Pennigrew unterhielt. Diesen erschossen sie zuerst,

und mordeten sodann meinen Vater, meine Mutter und die übrigen im Hause befindlichen Mitglieder der Familie. Während dies geschah, wurden wir, ich sowohl, als auch meine Schwester Rachel, jede von zwei Indianern bei den Armen ergriffen und so schnell als möglich fortgerissen; unsere Mutter sahen wir, beim Heraustreten aus der Thür, unter den Mordwerkzeugen der Feinde niedersinken, die uns selbst nöthigten, etwa 1½ Meile so schnell wir vermochten zu laufen, indem uns ungefähr dreißig von ihnen nach dem Platze, auf welchen sie ihre Pferde zurück gelassen hatten, folgten. Dort erwarteten sie die Ankunft der noch mit Ermordung der Familie Beschäftigten, und raubten in der Zwischenzeit mehrere meinem Vater gehörige Pferde. Sobald sich die Zurückgebliebenen mit uns vereinigt hatten, bestiegen wir sogleich die Pferde, und ritten in großer Eile bis ungefähr um Mitternacht, machten dann Halt, stiegen ab, und die Indianer breiteten eine Decke aus, auf der wir niedersitzen mußten, worauf sie einen Kreis um uns bildeten. An dieser Stelle verweilten wir ungefähr zwei Stunden, bestiegen dann die Pferde und ritten so schnell sie laufen konnten bis ungefähr um 10 Uhr des Morgens, wo dann die Indianer abermals abstiegen, ihre Bettdecken ausbreiteten, und uns darauf niedersitzen ließen. Wir

waren zum Tode ermüdet und fast ohnmächtig vor Hunger, obgleich uns aber die Indianer geröstete Bohnen, welche sie selbst mit großen Wohlgefallen verzehrten, anboten: so war es uns doch nicht möglich davon zu genießen. Nach geendigter Mahlzeit bestiegen sie die Pferde und nöthigten uns ihrem Beispiele zu folgen. Da die Sättel ganz den gewöhnlichen indischen gleichen, welche aus einem mit rauher Wildhaut überzogenen Stücke Holz bestehen, und die Pferde sehr hart gingen, glaubten wir, jeder Tag würde der letzte unsers Lebens sein. Nachdem die Reise bis gegen Sonnenuntergang fortgesetzt worden war, machten wir wieder Halt. Die Indianer rösteten hier ein Stück Prairie-Huhn und gaben uns davon zu essen. Der Aufenhalt an diesem Orte dauerte, meiner Berechnung nach, 1½ Stunde, worauf wir bis um 3 Uhr des Nachts weiter ritten und uns dem Hauptheere unter dem schwarzen Falken (**Black Hawk**) anschlossen. Jetzt lebten wir etwas besser, denn die Indianer schienen sich sehr über unsere Gefangennehmung zu freuen und boten uns, zum Zeichen der Freundschaft, von ihren besten Nahrungsmitteln an, welche aus einer Mischung von Haselnußkernen und Zucker bestanden, und gaben uns zugleich etwas Taback und geröstetes Mehl, indem sie uns durch Zeichen zu verstehen gaben, daß wir beides

zusammen anzünden sollten. Wir gehorchten sowohl diesem als jedem andern Befehle unserer Wächter, um mit ihnen in gutem Vernehmen zu bleiben. Die Indianer verweilten an diesem Orte bis spät am folgenden Morgen, und bereiteten rothe und schwarze Farbe, mit der sie die eine Seite unseres Kopfes und Gesichtes roth und die andere schwarz färbten. Hierauf nahmen uns einige ihrer Führer bei der Hand und gingen mehrmals um das Lager herum. Sie führten uns sodann in die Mitte der ganzen Krieger-Schaar, breiteten einige Decken aus und ließen uns darauf niedersitzen. Hierauf begannen sie mit einem so schrecklichen Gesang und Geschrei um uns herum zu tanzen, daß wir glaubten sie wollten uns tödten. Nachdem die Indianer bis zur Ermüdung getanzt und sich entfernt hatten, kamen zwei Weiber, die uns an der Hand in eine ihrer Hütten führten, wo wir so lange ungestört blieben, bis nach kurzer Zeit Alle mit Packen fertig waren und aufbrachen. Jetzt zogen wir insgesammt weiter und ritten bis gegen Mitternacht, wo wir Halt machten; doch hatte ich nicht das Vergnügen mit meiner Schwester zusammen zu schlafen, sondern wir wurden wieder getrennt. Am nächsten Morgen, dem vierten unserer Gefangenschaft, reinigten die Indianer einen Platz von 15 bis 20 Fuß im Umfang,

und befestigten mitten darin eine Stange, wir wurden nun in die Mitte genommen, und die Indianer tanzten unter fortwährendem Absingen des Kriegsgesanges um uns herum. Sie verweilten hier den ganzen Tag, setzten aber am folgenden Morgen ihren Marsch fort, und ruhten nicht eher, als spät am Abende, wo sie ganz auf dieselbe Weise, wie früher, einen Platz reinigten, auf dem sie uns niederknieen und das Gesicht zur Erde beugen ließen, worauf sie wieder um uns herum tanzten. Auch hier schlossen wir aus ihren Handlungen, daß sie die Absicht hätten, uns zu ermorden, fürchteten aber den Tod nicht im geringsten, weil wir durch die langen und angestrengten Märsche gänzlich erschöpft waren. Am nächsten Morgen, dem sechsten unserer Gefangenschaft, bestiegen wir wieder die Pferde und ritten bis zum Nachmittage vorwärts, wo wir anhielten und dieselben abgeschmackten und widerlichen Gebräuche, wie an den vorhergehenden Tagen, durchmachten. Während dieses geschah, beschäftigten sich die Weiber und jungen Leute mit dem Aufsuchen eßbarer Wurzeln. Als die Indianer meine Eltern und die übrigen Familien tödteten, nahmen sie allen in den Häusern befindlichen Kaffee, rösteten und bereiteten ihn nach Art der Weißen, und bestimmten jedesmal, wenn sie davon tranken, einen Theil zu unserm Gebrauche.

„Am folgenden Tage hielten die Häuptlinge mit vier im Lager angekommenen Winnebagos eine lange Berathung. Hierauf nahm mich einer der Sacs bei der Hand und führte mich nach dem Platze, an welchem die Unterhandlung stattgefunden hatte, und wo die vier Winnebagos noch saßen. Sie sprangen bei meiner Ankunft auf, schüttelten mir die Hand, und einer von ihnen gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich mich zu ihm setzen möchte. Hierauf benachrichtigte er mich wieder durch Zeichen, daß ich, da er mich gekauft habe, mit ihm gehen müsse. Die Frage, ob meine Schwester mich begleiten sollte, verstand er, und die Antwort war, Rachel würde zurückbleiben. Die Indianer, welche mich erworben hatten, erneuerten jetzt ihre Unterhandlung mit den Sacs und Füchsen. In einer zweiten Berathung wurde von beiden Partheien mit so großer Wärme gesprochen, daß ich mehr als einmal die von mir auf diese Unterredung gesetzte Hoffnung wieder mit meiner Schwester vereinigt zu werden, aufgab. Doch nach Beendigung derselben führten die Winnebagos Rachel an der Hand zu mir, und wiesen ihr einen Sitz neben dem meinigen an. Dies geschah ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang, und gleich darauf kamen eine große Menge Sac- und Fuchs-Indianer, schüttelten unsere Hände und

nahmen Abschied. Sobald dieses geschehen war, brachen wir auf und ritten so schnell unsere Pferde laufen konnten, bis ungefähr eine Stunde nach Sonnenuntergang, wo wir das Lager der Frauen, in welchem wir übernachten sollten, erreichten. Am folgenden Morgen schifften die Winnebagos in Böten den Wiscasin aufwärts und ruderten bis ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang, dann machten sie Halt und blieben die Nacht hindurch, so wie den ganzen folgenden Tag und bis gegen 10 Uhr am nächsten Morgen, an diesem Platze. Hierauf brachen 24 Winnebagos mit uns nach den Niederlassungen in Illinois auf, denn sie hatten uns, meiner Meinung nach, weit mit sich nach Michigan genommen. In dieser Nacht kamen wir zu einem andern Lager von Indianern, wo wir endlich Nahrungsmittel erhielten, von denen wir, trotz unserer Betrübniß, etwas genießen konnten. Diese Indianer hatten nämlich gesalzenes Schweinefleisch und Kartoffeln zusammen gekocht. Am folgenden Tage reisten wir bis zum Sonnenuntergange. Meine Begleiter waren so glücklich einen Hirsch zu erlegen, welchen sie kochten, und bis auf den uns Geschwistern überlassenen geringen Antheil, in wenigen Minuten verzehrten. An diesem Abende gelangten wir zu den blauen Bergen in der Minen-Gegend, wo wir eine kleine

Festung und wenige Familien antrafen. Es war ein Außen-Posten des bewohnten Landes und im Norden der Minen-Gegend, ungefähr 50 Meilen nördlich von der Süd-Grenze Michigans.

„Am folgenden Morgen brachen wir in Begleitung von 273 Soldaten und der nämlichen 24 Winnebagos auf, um Gratiots Hain zu erreichen. Nachdem wir fünf oder sechs Meilen vorgerückt waren, kam uns der indianische Unterhändler Heinrich Gratiot entgegen, von dem wir erfuhren, daß er und General Dodge die uns begleitenden Indianer abgeschickt hätten, um uns zu befreien."

Hierauf fragte ich die Silvia, ob ihr die Größe der von den Winnebagos für ihre und Rachels Befreiung gezahlten Summe bekannt sei? Sie antwortete: „Ich habe gehört, daß General Dodge und Herr Gratiot den Winnebagos Sachen zum Betrage von 2000 Dollars gegeben haben, um uns von den Sacs und Füchsen los zu kaufen, nämlich außer 40 Pferden noch Wampum-Gürtel und verschiedene andere Kleinigkeiten.

„Uebrigens scheint es, nach den von mir eingezogenen Nachrichten, daß die Winnebagos nur durch Drohungen, und dadurch, daß sie außer den ihnen zum Loskaufe der Gefangenen bewilligten 40 Pferden noch 10 andere versprachen, Rachels Befreiung bewirken konnten. Ein jun-

ger Krieger, welcher sie als seine Gefangene betrachtete, wollte anfangs durchaus nicht in ihre Auslieferung willigen, und als er endlich doch nachgab, schnitt er eine ihrer Haarlocken ab, wahrscheinlich um sie als Andenken seiner Heldenthat aufzubewahren.

„Zum Ruhme der Indianer muß ich hier noch bemerken, daß sie, nach dem bei ihnen allgemein üblichen Brauche, die weiblichen Gefangenen stets mit der größten Achtung behandelten. Denn obgleich sie gefangene Frauen gern zu heirathen pflegen, so vermeiden sie doch allen Umgang mit ihnen bis nach der Hochzeit und glauben durch ein entgegengesetztes Betragen den Zorn und die Rache des großen Geistes auf sich zu ziehen."

Von einigen andern, während des Indianer-Krieges im Jahre 1832 vorgefallenen Ereignissen glaube ich, daß deren Erzählung, obgleich weniger belehrend, als die von der Gefangenschaft der beiden Schwestern, doch den Lesern einige Unterhaltung gewähren dürfte, und lasse sie deswegen hier folgen.

„Als ich," erzählt Wakefield, „vor einiger Zeit durch die Grafschaft Fulton reiste, traf es sich, daß ich bei einem alten, freundlichen Deutschen übernachtete, mit welchem ich unter andern auch von dem Kriege mit Black Hawk sprach. Auf meine Frage, ob die Einwohner der Nach-

barschaft, zur Zeit der großen Bestürzung, welche durch die Nachricht von der Niederlage des Major Stillmann verbreitet worden sei, die Flucht ergriffen hätten, gab er zur Antwort: „Ich bin nicht geflohen, obgleich Freunde und Nachbarn mein Zurückbleiben tollkühn nannten und mich heftig deswegen tadelten; auch war mein fester Vorsatz, so lange zu bleiben, bis ich einen Mann mit blutender Schußwunde, hinter dem mir unbekannte Töne verfolgender Feinde erschallten, auf mich zulaufen sähe.

„Diese Versicherung des alten Farmers bewirkte, daß ich dasselbe Urtheil über ihn fällte, wie die Nachbarn, bis er mir folgende Veranlassung seines Widerwillens gegen jede voreilige Flucht vor den Feinden erzählte.

„„Kurz nach Stillmanns Niederlage stieß eine Schaar seiner Truppen aus Fulton County, auf ihrer Rückkehr nach Hause, wenige Meilen von Canton in der genannten County (Grafschaft) auf mehrere Wölfe und schoß nach ihnen, da sie jetzt weit vom Kriegsschauplatze entfernt zu sein glaubte, und ließ zugleich das Kriegsgeschrei erschallen, welches sie in der Nacht des 14. Mai, während des denkwürdigen Gefechtes am Sycamoro creek (Maulbeerfeigen Flüßchen) gelernt hatte. Das schreckliche Geschrei und Feuern zu einer Zeit, wo Gefahr befürchtet wurde, hörte ein alter aus dem

fernen Osten stammender Landmann, Namens C., welcher ein wenig vom Hause entfernt war, und da er glaubte, die Indianer mordeten seine Nachbarn, zäumte er sogleich ein Pferd und sprengte auf dem bloßen Rücken desselben sitzend davon, indem er unaufhörlich Mord! Mord! rief.

„„Als er an seiner Wohnung vorbei kam, forderte er die Familie auf, so schnell als möglich zu fliehen, und da man ihn an den in der Mühle arbeitenden Sohn erinnerte, erwiderte er: „Kümmert euch nicht um ihn, denn er ist lahm, und die Indianer werden ihn gewiß tödten," und trieb dann, während er den Ruf Mord! Mord! immerfort wiederholte, sein Pferd mit aller Kraft vorwärts. Auf diese Weise hatte er schon eine ansehnliche Strecke zurück gelegt, ehe er merkte, daß bei dem tollen Ritte sein schwerer Körper so heftig auf dem scharfen Rücken des Pferdes herum gestoßen worden war, daß Blut an seinen Beinen herabfloß. Obgleich ein feiner, erst vor wenigen Tagen gekaufter Hut des armen Farmers größter Staat war, so bedachte er sich doch keinen Augenblick, denselben als Sattel zu brauchen, sondern ritt darauf, bis er an die Fähre über den Illinois Fluß gelangte, wo er von den Bewohnern der Umgegend angehalten wurde. Dieser Ort war ungefähr 26 Meilen von der Heimath des Flüchtlings entfernt, und

er blieb ziemlich lange daselbst in einem an Wahnsinn grenzenden Zustande, unaufhörlich auf eine neue Erfindung sinnend, vermittelst welcher er Steigbügel an seinen Hut befestigen könnte. Ja man hörte ihn oft versichern, daß er, wenn ihm dieses gelänge, nie wieder besorgen würde von den Indianern eingeholt zu werden. Auch jetzt rief er noch häufig im Schlafe Mord! und bedauerte den Tod des unglücklichen Mühlburschen. Dieser war inzwischen zu Hause geblieben, und hatte seines Vaters ansehnlichen Vorrath von Pulver und Blei an die zur Vertheidigung der Heimath entschlossenen Männer vertheilt.

„„Als C. durch sein Geschrei die ganze Gegend in Bestürzung setzte, flohen viele seiner Nachbarn, und unter diesen auch drei Frauen mit ihren Kindern auf den Armen. Da sie sich von Indianern verfolgt glaubten, rannten sie sechs Meilen weit, ohne anzuhalten, und konnten nur durch gänzliche Erschöpfung zum Stillestehen genöthigt werden. Diese gewaltige Anstrengung wirkte, in Verbindung mit dem heftigen Schrecken, so nachtheilig auf die Gesundheit der Frauen, daß alle drei innerhalb weniger Tage durch die Folgen des blinden Lärms ins Grab gestürzt wurden.““

Die kleine Susanne.

Als durch die Ermordung mehrerer Familien am Indian creek die Besorgniß vor den Indianern

im ganzen nördlichen Illinois aufs höchste gestiegen war, schickten die Bewohner eines im Nord-Osten dieses Staates gelegenen Landstriches Kundschafter aus, um zu untersuchen, ob sich vielleicht Indianer in feindlicher Absicht den Wohnungen näherten. Am Nachmittage kehren die Kundschafter zurück, glauben Spuren von Indianern wahrzunehmen und beschließen diese Entdeckung unverzüglich bekannt zu machen. Gleich darauf hören sie hinter sich mehrere schnell hinter einander abgefeuerte Flintenschüsse, vielstimmiges Geschrei und Bellen von Hunden. Hierdurch wird ihre Besorgniß zur Gewißheit; sie spornen ihre Pferde, und jeder eilt zu seiner Familie, indem er unterwegs allen Nachbarn zuruft, augenblicklich zu fliehen, denn die Indianer wären schon in der Nähe und mordeten alle Weißen. Ja, die Kundschafter versicherten einstimmig, auf dem Rückwege das Angstgeschrei der Verwundeten und Sterbenden einer von den Feinden überfallenen Familie gehört zu haben.

Durch diese Nachricht wurden alle Bewohner der Gegend so in Furcht gesetzt, daß sie glaubten, nur durch die schleunigste Flucht den Indianern entgehen zu können. Diese war aber für eine 13 Mitglieder und darunter mehrere noch ganz kleine Kinder zählende Familie besonders deswegen mit großen Schwierigkeiten verknüpft,

weil sie aus Mangel an Pferden, während die übrigen Flüchtlinge ritten, zu Fuße gehen mußte. In dieser Noth trugen beide Eltern und eine erwachsene Tochter die drei kleinsten Kinder, die übrigen folgten. So gelangte die Familie an ein Flüßchen, über welches der Vater alle kleineren Kinder tragen mußte, weil der Strom so stark war, daß es von Seiten der Mutter und ältesten Tochter großer Anstrengung bedurfte um allein hinüber zu kommen. Sobald der Vater glaubte die ganze Familie glücklich über den Fluß gebracht zu haben, wollte er vorwärts eilen; wurde aber durch den Hülferuf der kleinen, vierjährigen Susanne, welche am jenseitigen Ufer zurückgelassen worden war und fragte, ob man sie nicht mitnehmen wolle? aufgehalten. Als er sich eben, um sie auch noch herüber zu holen, in den Fluß stürzen will, ruft ihm seine Frau zu: „Bemühe dich nur nicht um die Susanna, wir sind so glücklich gewesen, zehn Kinder zu retten und können die Susanna weit eher entbehren, als dich." So wurde denn das arme kleine Mädchen grausamer Weise als Beute der Indianer oder wilden Thiere von den Eltern zurück gelassen. Doch das Schicksal war mitleidiger gegen sie, als diese, denn ein von der Jagd zurückkehrender Nachbar, welcher ohne Kunde von den in seiner Abwesenheit verbreiteten Mordgerüchten geblieben

war, hörte das Hülfsgeschrei des verlassenen Kindes und nahm es mit sich nach Hause.

Uebrigens hatten keine Indianer, sondern eine Schaar auf der Eichhorns-Jagd befindlicher Knaben, welche ein angeschossenes Eichhorn verfolgten, durch ihr Schießen und Schreien die ganze Nachbarschaft in Schrecken gesetzt. — —

In jedem Staate der Union finden sich zahlreiche Religionssecten, weil daselbst ganz unbeschränkte Glaubensfreiheit herrscht. Keine von diesen zählt aber wohl in dem von mir besuchten Theile von Illinois mehr Anhänger, als die Secte der Methodisten. Die Mitglieder dieser Gemeine mögen allerdings ihre Religiosität etwas zu sehr zur Schau tragen und manche sonderbare Gebräuche haben, unter welche ich z. B. das Herumwälzen auf dem Fußboden des mit der Schwester von J.'s Frau verheiratheten und die Küche in dessen Hause bewohnenden Ossel während seiner religiösen Verzückungen rechne, was seine an der Thür lauschenden Verwandten höchlich belustigte. Doch sind sie im Allgemeinen sehr friedfertig, gefällig und gastfrei, wie ich aus eigner Erfahrung bezeugen kann. So verfehlte ich einst im Winter zur Nachtzeit den richtigen Weg, mußte mit großer Gefahr über das Eis eines schwach gefrornen Flusses setzen, und gelangte endlich, nachdem ich einige Stunden in

der Nacht umher geirrt war, an das Haus eines Methodisten. Halb erstarrt vor Kälte trat ich ein, wurde auf das herzlichste bewillkommnet, und setzte mich zu der zahlreichen Familie an den Kamin, in welchem ein tüchtiges Feuer emporloderte. Der Mann, ein rüstiger Farmer in den besten Jahren, dankte nun Gott für die mir dadurch erwiesene Wohlthat, daß er mich auf meinem gefährlichen Wege geleitet und in die Wohnung theilnehmender Menschen geführt habe, in so einfachen und kräftigen Ausdrücken, daß nur ein rohes Gemüth davon ungerührt bleiben konnte. Obgleich die Familie ihre Abendmahlzeit verzehrt hatte, und bei meinem Eintritte im Begriffe sein mochte sich zur Ruhe zu begeben, da der Vater eben mit lauter Stimme ein Gebet hersagte: brauchte ich doch nicht um Speise zu bitten, sondern mit geschäftiger Eile bereitete mir die freundliche Hausfrau aus eigenem Antriebe ein gutes Nachtessen, und am folgenden Morgen mußte ich, durch gesunden Schlaf in einem reinlichen Bette erquickt, auch noch an dem reichlichen Frühstücke der Familie Antheil nehmen. Daß aber nicht Eigennutz, sondern wahrhaft christliche Menschenliebe und Wohlthätigkeit mir eine so günstige Aufnahme verschafft hatten, erkannte ich beim Abschiede, da der Wirth, auf mein Befragen was ich schuldig sei, ¼ Dollar,

also weniger, als er zu fordern berechtigt war, verlangte, und den ihm gebotenen halben Dollar durchaus ablehnte.

In der Voraussetzung, daß es dem Leser angenehm sein wird, die Bekanntschaft von zwei der ausgezeichnetsten seiner in Illinois lebenden Landsleute zu machen, ehe er diesen Staat verläßt, verweile ich noch eine kurze Zeit daselbst, um ihm dabei behülflich zu sein.

Den durch seine Schriften über Illinois bekannten **Dr.** Gerke lernte ich zuerst bei seinem Sohne kennen, der bereits seit 6 Jahren in Illinois, wo er mit einer Amerikanerin verheirathet war, Landwirthschaft trieb. Doch verkaufte er, während meines Aufenthaltes in Illinois, nach dem schnell hinter einander erfolgten Tode seiner Frau und eines Kindes, seine Farm für 2000 Dollars und lebt jetzt wahrscheinlich bei seinem Vater. Auch dieser hatte sich früher, wie den Lesern seines Werkes bekannt sein wird, einige Jahre mit der Landwirthschaft in Illinois beschäftigt, war aber dann nach Deutschland zurückgekehrt, von wo aus er, in Gesellschaft seiner Schwester, im Frühlinge des Jahres 1836 nochmals die Reise nach Illinois antrat. Jetzt scheint er sich für immer dort angesiedelt zu haben; denn er kaufte nicht lange nach seiner Ankunft drei an einander grenzende Farmen, zusammen für

5000 Doll., und über tausend Acker Congreßland. Er ist ein zwar bejahrter, aber wie schon aus seinen Unternehmungen erhellt, noch rüstiger und thätiger Greis, der für die Landwirthschaft, über welche er schon in Deutschland ein vorzügliches Buch geschrieben hat, wahrhaft begeistert ist. Mit mir sprach er am liebsten von Verbesserung der Obstcultur in der Nähe seines jetzigen Wohnortes und versicherte, für diesen Zweck aus Deutschland so viele Obstbäumchen mitgebracht zu haben, daß ihm der Transport derselben allein auf 80 Dollars zu stehen käme.

Der zweite ist der gewesene preußische Regierungssecretär Overstolz aus Münster, welchen ich hier in Gesellschaft seiner liebenswürdigen Familie deswegen anführe, weil ihr Beispiel zeigt, daß kluge, redliche und arbeitsame Menschen sich in jeder Lage des Lebens zu helfen und sich dieselbe recht zu machen wissen.

Der Regierungssecretär kam im Frühlinge des Jahres 1836 mit seinen drei ältesten Söhnen und der jüngeren Tochter in St. Louis an. Mit dem jüngsten Sohne und der älteren Tochter war seine Frau in Philadelphia geblieben, weil diese Tochter, durch in Privatzirkeln gegebene Proben ihrer großen musikalischen Talente überhaupt und besonders einer seltenen Meisterschaft im Klavierspielen, die Einwohner der genannten

Stadt so begeistert hatte, daß sie keine Bemühungen sparten, um Mutter und Tochter bei sich zu behalten und ihnen den Aufenthalt in ihrer Stadt so angenehm als möglich zu machen. Nachdem der Regierungssecretär einige Wochen in St. Louis verweilt hatte, um die in der Nähe dieser Stadt zum Verkauf ausgebotenen Güter kennen zu lernen, ließ er sich auf einem der schönsten in Jacksonville, 7 Meilen von St. Louis, mit den vier Kindern, welche ihn gefolgt waren, nieder.

Man denke sich nun diese hoch gebildete, in Deutschland mit der feinsten Gesellschaft umzugehen und sich geistig zu beschäftigen gewöhnte Familie plötzlich auf das Land unter ungebildete Farmer versetzt, mit denen sie sich anfangs aus Mangel an Sprachkenntniß nicht einmal unterhalten konnte; denn obgleich neben den Amerikanern auch verschiedene Deutsche in dem etwa 12 Häuser zählenden Städtchen lebten: so war doch deren Umgang keineswegs wünschenswerth, und man wird gestehen müssen, daß sie sich unmöglich in ihrer Lage behaglich fühlen konnte. Glücklicherweise aber hatte niemand Zeit über diese viel nachzudenken, denn zu dem Gute gehörten 40 Acker urbar gemachtes Land, welche bearbeitet werden mußten, und im Hause waren viele Geschäfte zu verrichten, weil außer der jüng-

sten ungefähr 12jährigen Tochter anfangs kein weibliches Wesen mitgekommen war, um dem Haushalte vorzustehen. Dennoch säumte man nicht, das Werk zu beginnen und unterstützte sich dabei gegenseitig so kräftig, daß die im Herbste des Jahres 1836 bezogene Farm, als ich kurz vor meiner Abreise dahin kam, einen höchst erfreulichen Anblick darbot. Nicht nur hatte der älteste, 18jährige, geistig und körperlich sehr wohlgebildete Sohn, dem man aber seines feinen Gesichtes und zierlichen Körperbaues wegen nicht die zu so schweren Arbeiten erforderliche Körperkraft zugetraut haben würde, alle grobe Feldarbeit ohne die geringste fremde Hülfe verrichtet; sondern sogar noch von einer Nachbarin 20 Acker Land gemiethet und bestellt. Dem Vater, einem tüchtigen Gärtner, war es blos mit Hülfe der beiden jüngeren Knaben von 14 und 15 Jahren gelungen, den sehr ansehnlichen Gemüsegarten so gut in Stand zu setzen, daß er in dieser Gegend von Amerika, wo der Gartenbau gewöhnlich sehr nachlässig betrieben wird, für ein Wunder gelten konnte. Von den beiden jüngeren Söhnen machte der eine in müssigen Stunden Körbe, der andere Holzschuhe. Bei meinem letzten Besuche in dieser würdigen Familie war auch die Mutter mit der älteren Tochter und dem jüngsten Sohne angekommen. Wie mag sich die treffliche Haus-

frau über die außerordentlichen, gewiß ihre Erwartungen weit übertreffenden Leistungen der Ihrigen gefreut haben! Aber muß nicht auch bei jedem Andern der Anblick einer gebildeten, an mannigfache geistige und körperliche Genüsse gewöhnten Familie, die auf diese nicht nur gänzlich Verzicht leistet, sondern sich auch den größten Entbehrungen unterwirft und die beschwerlichsten Arbeiten verrichtet, aber dennoch, durch wechselseitige Zuneigung und Dienstwilligkeit der sämmtlichen Mitglieder gegen einander sich das Leben versüßt, angenehme Gefühle erwecken?

Abschnitt VI.

Rückreise von St. Louis nach Rotterdam. Anekdote von dem Juden Leo Wolff. Geberdenspiel der Amerikaner. Bemerkungen über die Post und über die Frauen Pennsilvaniens. Bußpredigt. Seereise. Eigenheiten des Capitäns. Fischfang.

Die Rückreise, welche ich am 20sten Juni 1837 antrat, machte ich größtentheils, nämlich bis Wheeling, ganz auf dieselbe Weise und auf demselben Wege wie die Hinreise. Von Wheeling aus wendete ich mich aber diesmal nicht

unmittelbar nach Baltimore, wo ich mich einzuschiffen gedachte, sondern zuerst nach Philadelphia, um diese Stadt, welche für die schönste in den vereinigten Staaten gilt, zu besuchen. Da die Art und Weise, wie Fußreisen in Amerika gemacht zu werden pflegen, beschrieben und von dem Baue der Dampfböte und den Ufern des Mississippi und Ohio bereits im 2ten Abschnitte dieses Buches gehandelt worden ist, verweise ich den über diese Gegenstände Auskunft suchenden Leser dorthin und mache ihn hier nur mit dem Juden Leo Wolff aus New-York und dessen Heldenthaten auf unserm Dampfboote in der Hoffnung bekannt, daß, wenn auch beide ihn nicht so wirksam belustigen, wie mich während der Reise, sie doch vielleicht etwas zu seiner Unterhaltung beitragen möchten.

Der genannte Jude gab sich für einen Bilderhändler aus und gehörte zu einer auf dem Dampfboote Winchester, mit dem ich diesmal die Fahrt machte, befindlichen Gesellschaft von Spielern. Eines Morgens vernahmen wir von dem vor der Kajüte befindlichen Platze her erschallende Schmähreden und darauf ein Getöse wie von Faustschlägen. Als wir hinaus eilten, sahen wir den jämmerlich im Gesicht zerschlagenen und fast geblendeten Juden seinen Koffer öffnen, einen Dolch von ungewöhnlicher Länge herausnehmen

und indem er ihn triumphirend schwang auf den Steward des Schiffes, welcher ihn so übel zugerichtet hatte, losstürzen. Daß ein Jude solche Kühnheit zeigte, war ein zu unerwarteter Anblick, als daß nicht jeder mit schweigendem Staunen den Ausgang des Streites hätte erwarten sollen. Glücklicher Weise für den Steward jedoch war der Muth des Juden blos scheinbar, denn nachdem er in ziemlicher Entfernung von jenem Halt gemacht hatte, forderte er ihn mit drohend geschwungenem Dolche zum Kampfe heraus. Daß der unbewaffnete Steward nicht geneigt sein konnte, eine solche Ausforderung anzunehmen, war wohl natürlich, und so kehrte der Jude triumphirend in die Cajüte zurück, wo er eine Bittschrift an den Capitän um Entfernung des Steward von dem Dampfboote aufsetzte, welche er nachher verschiedenen Passagieren mit dem Ersuchen, sie zu unterzeichnen, überreichte. Die ungewöhnliche Kühnheit des Juden hatte mich so belustigt, daß ich meine Unterschrift unmöglich verweigern konnte, und nachdem die Schrift noch von vier Andern unterzeichnet worden war, wurde sie vor der Cajüte, wo sie jedem in die Augen fiel, angeschlagen. Der Jude suchte nun die Amerikaner dadurch für sich zu gewinnen, daß er die Deutschen verspottete, wodurch er jedoch gerade das Gegentheil von dem bewirkte, was

er beabsichtigte; denn in den Mienen und Geberden der ihn umgebenden Amerikaner war die Verachtung, mit der sie ein solcher Verrath an den eigenen Landsleuten erfüllte, deutlich genug zu erkennen. Jede Zungenspitze bewegte sich höhnisch in der, wie bei dem Hamster, in eine geräumige Tasche ausgedehnten rechten Backe, und durch verstohlene Blicke theilten sie sich ihre Empfindungen mit. Auch wurde die Bittschrift ferner von keinem Amerikaner unterschrieben, und daß die beiden Deutschen, welche ihren Namen unterzeichnet hatten, nämlich Herr Schneider und ich, dieselben wieder ausstrichen, brauche ich wohl nicht zu bemerken.

Bei solchen Vorfällen, wie der eben erzählte, ist es höchst interessant, das Geberdenspiel der Amerikaner zu beobachten, welches um so lebhafter ist, je weniger sie ihre Empfindungen durch Worte auszudrücken pflegen. Nicht leicht wird es aber einen häßlichern Anblick geben, als der ist, welchen die Gesichter von zwei mit einander klatschenden amerikanischen Frauen darbieten. Leider mußte ich während meines Aufenthalts in Illinois in dem Hause eines gewissen T. häufig ein solches Schauspiel von dessen Frau und deren Schwester, die sich noch dazu unter die Gebildeten rechneten, aufgeführt sehen. Besonders widrig war es mir dann, wenn beide, statt wie

deutsche Frauen in zwar lebhaftem, aber dabei anmuthigem und feinem Mienenspiele zu wetteifern, einander durch größere Fertigkeit im Hervorstrecken der Zunge zu übertreffen suchten.

In Wheeling ließ ich mich auf der Eilpost nach Philadelphia einschreiben. Dabei wurde mir sowohl, als allen andern Mitreisenden, von den Postbeamten das Versprechen gegeben, es sollten nicht mehr als sechs Personen in einem Wagen zu sitzen kommen. Doch wurde dieses so wenig gehalten, daß neun Passagiere in eine Kutsche zusammengepreßt wurden, während der zehnte seinen Sitz außerhalb neben dem Postillion einnahm. Da nun die meisten Passagiere viel Gepäck bei sich hatten (das meinige wog allein über 200 Pfund, ohne daß ich dafür Ueberfracht zu zahlen brauchte), konnte die Fahrt, zumal über das Alleghany-Gebirge, wo wir häufig aussteigen mußten, eben nicht schnell gehen, und so gelangten wir am dritten Tage nach der Abreise von Wheeling, nicht nach Philadelphia, wie man uns versprochen hatte, sondern nur bis Harrisburg, wo wir, weil der Dampfwagen nach jener Stadt bereits abgegangen war, einen Tag liegen bleiben mußten.

Da man auf einer bloßen Reise im Eilwagen von einem Lande nur wenig kennen lernen kann: so muß ich mich hier auf die Bemerkung

beschränken, daß Pennsylvanien von allen Staaten Amerikas, die mir zu sehen vergönnt waren, bei weiten am besten angebaut ist. Zwar Dörfer wie in Deutschland gibt es auch hier nicht; dafür liegen aber die schönen steinernen Wohngebäude der Farmer, von Ställen und großen Scheuern umgeben, mitten in herrlichen Weizen- und Maisfeldern, welche wie in Deutschland, nur zuweilen von Waldung unterbrochen, ausgedehnte Landstriche bedecken. Ja, bis fast zum Gipfel des Alleghany-Gebirges waren in der Nähe der Landstraße noch einzelne Stellen urbar gemacht, und zeigten eine Vegetation, wie sie kaum in solcher Höhe erwartet werden konnte. Als wir eine steile Anhöhe emporstiegen, während der Postwagen langsam folgte, kam uns ein Mädchen entgegen, mit der meine Reisegefährten ein Gespräch anknüpften, welches sich damit endigte, daß sie von ihm tüchtig gescholten wurden. Voll Unwillen darüber behaupteten sie, das Mädchen sei eine Deutsche, deren es bekanntlich in Pennsylvanien viele gibt, und da ich es leugnete, suchten sie ihre Behauptung durch die in den feuchten Boden eingedrückten Fußtapfen der Dirne zu erweisen, welche, wegen ihrer Größe, unmöglich von einer Amerikanerin herrühren könnten. Diesen Vorfall habe ich deswegen erwähnt, weil man daraus sieht, welchen Werth die Eingeborenen von englischer Abkunft auf zierliche Füßchen

setzen, so wie sie auch auf kleine und niedliche Hände viel halten. Doch muß wohl dieser Vorzug für den geringsten an den Frauen Pennsylvaniens gelten, welche die Natur mit allen weiblichen Reizen vor den Bewohnerinnen Amerikas und denen der meisten mir bekannten Länder unseres Welttheiles verschwenderisch ausgestattet hat. Auch sollen sie sich als Gattinnen und Mütter im Allgemeinen eben so sehr durch eheliche Treue und Liebe zu ihren Kindern, als in der Jugend durch Schönheit und Liebenswürdigkeit auszeichnen.

Auf dieser Reise durch Pennsylvanien hatte ich auch Gelegenheit eine große Verschiedenheit in der Denkart der Bewohner der östlichen und westlichen Staaten zu bemerken. Von St. Louis aus war ein Pennsylvanier holländischer Abkunft, Namens van Dyke, mit mir gereist, welcher auf den in der Nähe dieser Stadt gehaltenen Pferderennen durch seine herrlichen Pferde englischer Race, die, so oft ich dem Rennen zusah, den Sieg errangen, das größte Aufsehen erregte. Theils durch den Verkauf dieser Rosse, theils durch das Gewinnen ansehnlicher Wetten bereichert, kehrte er jetzt nach Hause zurück. Der Mann hatte sich unterwegs von allen Reisegefährten am meisten an mich angeschlossen, mir manchen guten Rath ertheilt und viele kleine Gefälligkeiten erwiesen, so daß ich ihm sehr verpflich=

tet war, und nichts mehr wünschte, als eine Gelegenheit, meine Dankbarkeit durch die That zu beweisen. Statt diesen Wunsch erfüllt zu sehen, mußte ich leider, durch meine Unkunde des Charakters der Amerikaner im Osten, dem guten van Dyke nicht geringen Verdruß verursachen. Da ich nämlich in Missouri nie gehört hatte, daß Pferderennen von einem Theile der Bewohner Amerikas als unerlaubt verworfen würden: sprach ich ganz offen mit meinem Freunde von dem Pferderennen bei Paine und der Rolle, welche er dort gespielt hatte. Die Folge davon war, daß ein alter, mit uns im Wagen sitzender, pennsylvanischer Farmer den armen van Dyke, als einen Beförderer weltlicher und gottloser Belustigungen, tüchtig ausschalt. Nebenbei that er in seiner Bußpredigt manchen Ausfall auf mich, der ja selbst eingestanden habe, mit bei dem sündhaften Schauspiele gewesen zu sein.

Nachdem ich in Baltimore wenige Tage verweilt hatte, um die Abfahrt eines Schiffes zu erwarten, segelte ich von da auf einer preußischen Brigg, der K. von Sch., Capitän G. nach Rotterdam ab. Der Capitän dieses Schiffes war ein alter rechtlicher Mann, der seine Forderung hinsichtlich des für die Ueberfahrt zu zahlenden Preises äußerst billig stellte. Er verlangte nämlich für einen Platz in der Cajüte nicht mehr, als 25 Dollars, da mir doch ein Bremer Schiffscapi-

tän für einen solchen nicht weniger als 75 Dollars abgefordert hatte. Obgleich alle übrigen Lebensmittel zwar einfach, aber kräftig und von guter Beschaffenheit waren: so gehörte doch ein gesunder Appetit und gute Zähne dazu, den durch zwei Reisen nach Amerika verhärteten und mit Maden gespickten Schiffszwieback genießbar zu finden. Der Capitain selbst schien dieser Meinung zu sein und hütete sich so sorgfältig, die in dem Zwiebacke hausenden Thierchen zu verletzen, daß ein Hindu ihn wahrscheinlich als einen Anhänger seines Glaubens und einen eifrigen Verehrer Bramas begrüßt haben würde. Für diese augenblickliche Entbehrung pflegte der Enthaltsame sich einige Zeit nach der Mahlzeit durch einen frischen Zwieback von feinem Weizenmehl und einen tüchtigen Schluck Branntwein zu entschädigen. Zu seinem und meinem Unglücke diente mir ein durch zwei große, nur durch einen schmalen Zwischenraum getrennte Fässer voll Taback fast ganz verborgenes Sopha zur gewöhnlichen Ruhestätte, von welcher ich, selbst unbemerkt, alles was in der Cajüte vorging, beobachten konnte; ein Genuß, welcher viel dazu beitrug, mir die diesmal sehr langweilige Seereise zu verkürzen. Da ich aber einst, als der Capitän seine Nachmahlzeit hielt, und dabei wie gewöhnlich der Branntweinsflasche zusprach, eine Bewegung machte, um das interessante Schauspiel besser betrachten zu können, wurde

er aufmerksam und murmelte: „Da liegt er schon wieder auf der Lauer." Seit dieser Zeit beargwöhnte mich der Capitän als Kundschafter und entzog mir sein Vertrauen. Da ich aber gar die Kühnheit hatte, ein gewiß nach seiner Meinung mit verschiedenen hinter den Fässern gemachten Beobachtungen bereichertes Reisejournal aufzusetzen, gerieth er in großen Zorn, verdammte alle Reisebeschreibungen und versicherte, ein Reisender könne nichts Klügeres thun, als das Erlebte und Geschehene vergessen. Wie unglücklich wäre ich sonach gewesen, wenn einem solchen Manne die Censur dieses Büchleins obgelegen hätte! Würde es nicht vom Anfang bis zum Ende gestrichen worden sein?

In besserm Vernehmen, als mit dem Capitän, den ich ungeachtet seiner Eigenheiten sehr hoch schätze, stand ich mit dem gefälligen Steuermanne und den Matrosen, lauter jungen, wohlgezogenen und nach Beförderung im Seedienste strebenden Leuten, in deren Gesellschaft man sich recht angenehm unterhalten konnte. Eben so anständig als ihr Benehmen fand ich auf der Hinreise auch das der Mannschaft der Clementine und überzeugte mich dadurch, daß die von Vielen über die Rohheit der Seeleute gehegten Vorstellungen gewiß sehr übertrieben sind. Wie könnte es auch anders sein, da die Regierungen, und namentlich die preußische, welche zwei Prü=

fungen, eine für angehende Steuerleute, und eine andere für angehende Capitäne verordnet hat, sich möglichst bestreben, unter diesem Stande eine allgemeine Bildung zu verbreiten.

Unsere Seefahrt war sehr langweilig, bald wurden wir durch widrige Winde, bald durch Windstille aufgehalten. Am Morgen des 19. Juli schaute ich, mißmuthig über das langsame Vorrücken des Schiffes, von dem Verdecke in die See. Der Himmel war heiter, die Sonne noch tief, und im Meere zogen große Schaaren grün und blau schimmernder Fische vorüber. Sogleich eilte ich zu dem Steuermanne, welcher die Angeln in Verwahrung hatte, und bat ihn darum. Anfangs schlug er meine Bitte unter dem Vorwande ab, daß diese Art Fische nicht anzubeißen pflege und überdies ungenießbar sei, gab aber doch zuletzt die kleinen, zum Fange der Makrelen bestimmten Angeln heraus. Als Köder brauchten wir zuerst Stücken Fett. Nach diesen schnappten zwar die Fische begierig, doch fingen wir nur wenige, weil sie entweder die Angeln zerbissen, oder die Gefangenen sich doch noch während des Heraufziehens befreiten. Nun wurden aber die großen Kabeljau-Angeln gebracht und eine Menge von diesen zugleich mit Stücken Fleisch von den frisch gefangenen Fischen geködert ausgeworfen. Jetzt gewährte der Fischfang viel Vergnügen, da er so glücklich ausfiel, daß die

wenigen Zuschauer Mühe hatten, die herauf gezogenen Fische zu tödten, deren in kurzer Zeit 44 gefangen wurden. Unerwartet schnell machte aber die heraufsteigende Sonne dem Jubel ein Ende, denn sobald ihre Strahlen das Meer beleuchteten, ließ sich von den zahllosen noch lange Zeit vorüber schwimmenden Fischen auch nicht ein einziger mehr fangen. Die Delphine (so wurden die ungefähr 4 Pfund wiegenden Fische von den Seeleuten genannt) hatten zartes, an Geschmacke dem des Hechtes nicht unähnliches Fleisch.

Nach einer 40tägigen, ungeachtet aller Prophezeiungen des Capitäns von bevorstehenden Stürmen und widrigen Winden, glücklich vollbrachten Seereise, langten wir, ohne daß sich irgend etwas Merkwürdiges während der Fahrt ereignet hätte, an der holländischen Küste an. Jedoch konnten wir das nur 6 Meilen entfernte Rotterdam erst nach anderthalb Tagen erreichen, weil das Durchschiffen der in dem nach dieser Stadt leitenden Kanale befindlichen Schleusen vielen Aufenthalt verursachte.

In Rotterdam wurde bei unserer Ankunft gerade die Kirchmesse gefeiert, so daß es an Unterhaltung nicht fehlen konnte. Durch das Gedränge bei den Buden, in welchen verschiedene Merkwürdigkeiten, unter andern Martins berühmte Menagerie, zu sehen waren, vermochte man kaum

sich einen Weg zu bahnen, da nicht nur Schaaren von Stadtbewohnern, sondern auch von festlich geschmückten Landleuten den Zugang versperrten. Noch größer, versicherte man, würde der Jubel am folgenden Tage, dem Geburtstage des geliebten Königs, sein. Doch konnte mich weder die Aussicht, diesen mit zu feiern, noch die dringenden Bitten des freundlichen Wirthes, in dessen Hause ich es so gut, billig und reinlich, als selten in einem amerikanischen Hotel fand, bewegen, meinen Aufenthalt in Rotterdam zu verlängern, da ich die Rückkehr nach Hause zu beschleunigen wünschte. Ich begab mich deswegen am 24. August in die zweite Cajüte des an diesem Tage nach Köln abfahrenden Dampfbootes, in welcher der Platz bis nach der genannten Stadt 14 Fl. 25 Cents kostete, während für einen Platz in der dritten, auch recht anständigen Cajüte nicht mehr als 9 Fl. bezahlt werden. Zwar war die Aufwartung und Bewirthung in der zweiten, außer mir nur noch von zwei Engländern bewohnten Cajüte sehr gut, ja die letztere fast üppig zu nennen; doch versicherten mir verschiedene in der dritten Cajüte reisende Passagiere, daß auch sie Ursache hätten, mit den für ihre Bequemlichkeit getroffenen Anstalten vollkommen zufrieden zu sein, und zwar um so mehr, da sie außer dem Vortheile, den ihnen der geringere Betrag des Passagegeldes gewährte, alle Bedürfnisse ungefähr für die Hälfte der Summe befriedi-

gen könnten, die sie zu diesem Zwecke in der zweiten Cajüte aufzuwenden genöthigt sein würden. Ein Platz in der ersten Cajüte oder dem Pavillon kostet von Rotterdam bis Köln 19 Gulden. Doch war er diesmal ganz leer.

Die Liebe der Holländer für König und Vaterland ist in neuerer Zeit durch große Opfer und Anstrengungen, die sie für beide gemacht haben, hinlänglich erprobt worden, doch befremdete mich der allgemein lärmende Jubel an dem Geburtstage des Königs, weil er mit den Vorstellungen, die man sich von dem ruhigen Charakter der Holländer zu machen pflegt, gar zu sehr im Widerspruche zu stehen schien. Auf dem Dampfschiffe wurde während des ganzen Tages aus 6 kleinen Kanonen gefeuert, und in Arnheim, wo das Boot anlegte, hatte sich die Jugend schaarenweise versammelt, um sich mit Abbrennen kleiner Feuerwerke zu belustigen. Auch im Vaterlande schallten Töne der Freude von den Ufern des Rheines, an denen eben die Kirchweihe gefeiert wurde, zu uns herüber, und bildeten einen Gegensatz zu der an den Gestaden der Ströme Amerikas herrschenden Ruhe.

Doch wozu den Leser mit einer Beschreibung bekannter Scenen ermüden. Es genügt zu bemerken, daß ich den Rest der Reise ohne alle Unfälle zurücklegte, und am 29. August 1837 in meiner Heimath anlangte.

Beim Verleger dieses ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fr. Lange, Briefe aus Amerika von neuester Zeit, besonders für Auswanderungslustige. Aus der Brieftasche eines dorthin gewanderten Deutschen. gr. 8. geh. 1 Rthl. od. 1 fl. 48 kr.
Die Nürnberg. Handlztg. 1834. Nr. 76 sagt: „Diese Briefe enthalten viel Interessantes bes. für Auswanderer, was der Verf. aus eigener Anschauung beobachtete, und wenn er gleich die Auswanderung nicht anräth, so kann er doch nicht umhin, das zu rühmen, was zu rühmen ist.“ Auch Pölitz Jahrb. 1835 pag. 569 empfehlen diese kleine Schrift Auswanderern zur bes. Beachtung.

In unserer Zeit, wo die Auswanderungslust nach Amerika sich immer mehr verbreitet, glaubte es der von dort zurückgekehrte Verf. dieser Briefe seinen deutschen Landsleuten schuldig zu sein, ihnen seine gemachten Erfahrungen in vorstehender Schrift zu bedenken zu geben, damit sie sich dieselben zu einem minder theuern Preis als er aneignen möchten.

O. Spazier, Nordamerikanische Bilder und Zustände. Nach G. v. Beaumont u. A. v. Toqueville. 2 Thle. 8. 2½ Rthl. od. 4 fl. 30 kr.
Gersdorfs Repert. IX. Bd. 4s Heft sagt darüber: „Dieses Werk erlebte im Original bereits 3 Auflagen u. eine engl. Uebersetzung, und ist ohne Frage das Umfassendste und Gründlichste, was bis jetzt über die Vereinsstaaten geschrieben wurde. In der vorliegenden deutschen Bearbeitung ist das Wichtigste u. Interessanteste aus ihnen in zweckmäßiger Auswahl zusammengestellt.“ Das Berl. Conv. Bl. 1836. Nr. 134 sagt: „Die Journale von England u. Frankreich konnten nicht müde werden, von den neuen Thatsachen zu sprechen und zu berichten, welche Toqueville hier anhäuft, während sie u. wir mit ihnen anerkennen, daß Beaumonts darin enthaltene Novelle: „Marie ou l'esclavage aux états unis,“ in einer hinreißenden Sprache die Lebens- u. Liebesleiden einer jungen amerik. Dame darstellt. Wir thun hier tiefe Blicke in das Leben u. Elend der nordamerik. Sclaven. In der Vorrede z. 2. Bande wird behauptet, daß eine umfassendere, motivirtere, unparteilichere u.

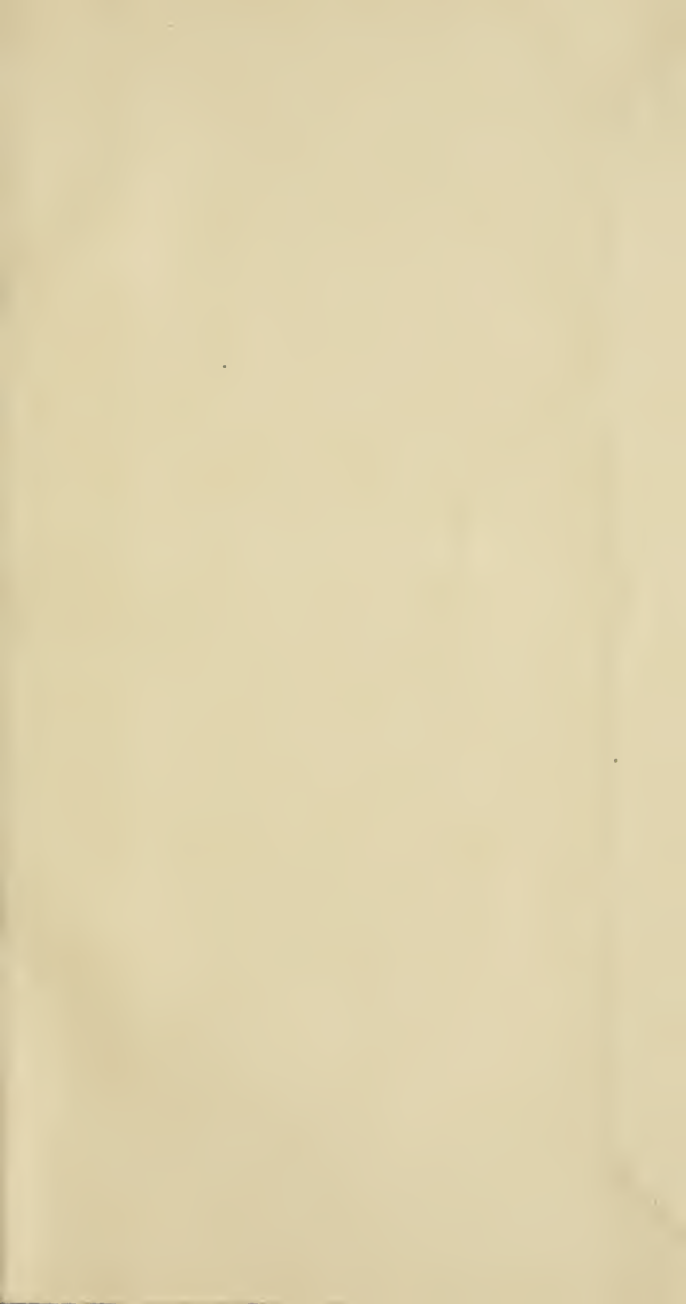
reichere Arbeit wohl lange von einem franz. Schriftsteller nicht geliefert worden sei. Und in der That, man muß die Umsicht des Berichterstatters, wie seine Unparteilichkeit und Gründlichkeit rühmend anerkennen. Eine gewisse Einfachheit und Ruhe der Darstellung zeichnet diese Schrift aus." Die Nürnb. Handlztg. 1836. Nr. 77 empfiehlt dieses Werk nicht nur als das neueste, sondern auch als das interessanteste und vollständigste u. theilt daraus lange Auszüge mit. — Die östreich. Blätter f. Lit., Kunst u. Kritik 1836. IV. 86 bestätigen ganz das Urtheil in Repert., indem auch sie behaupten: „daß dieß das Umfassendste u. Gründlichste sei, was bisher über jene Länder geschrieben worden."

Obschon dieses Werk in kernhaft-epitomatischer Verkürzung alle 4 Bde. des franz. Originals wiedergibt, so ist dennoch in Deutschland nie etwas Genialeres, Wahrhafteres, Lebendigeres u. Gründlicheres über Nordamerika erschienen u. es kann gar nicht fehlen, daß diese Schrift viel Köpfe in Bewegung setzen wird, denn den genannten beiden Männern, welche als Bevollmächtigte Frankreichs nach den vereinigten Staaten abgeordnet wurden, ist es endlich gelungen, uns zum erstenmal ein meisterhaft gezeichnetes, erschöpfendes, getreues u. völlig unparteiisches Bild der politischen, gesellschaftlichen, intellectuellen, moralischen, industriösen u. commerziellen Entwickelung der Nordamerikaner, in seiner Licht- u. Schattenseite zu geben, welches dadurch bestätigt wird, daß dem einen der Originalverf., dem Hrn. G. de Beaumont, das ehrende Anerkenntniß zu Theil wurde, von der Académie française in ihrer Sitzung vom 11. Aug. 1836 für seinen Antheil an obigem Werke (Marie ou l'esclavage aux états unis) einen Preis von 2000 Fr. zu erhalten.

Dr. B. Warden, statistische, politische u. historische Beschreibung der vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Nach dem Englischen frei übersetzt u. bearbeitet v. J. G. F. Cannabich. gr. 8. 2 Rthl. od. 3 fl. 36 kr. (Ein 3 Bogen langer Auszug in der Jen. Litztg. 1827. Nr. 105. 6. 7. stellt dieses Werk als „classisch" dar und hält es für das beste, was die neue Literatur geliefert hat.)











UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
917.7L54R C001
REISE NACH SAINT LOUIS AM MISSISIPPI. WE
3 0112 025336295